Die wirtschaftliche bedeutung Westasiens

Angewandte Geographie.

Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben.

Redaktion: Professor Dr. **Karl Dove**, Jena.

I. Serie. 2. Heft:

Dr. **Paul Rohrbach**, Die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens.

Halle a. S.
Gebauer-Schwetschke, Druckerei u. Verlage m. b. H.
1902.

Die

wirtschaftliche Bedeutung Westasiens.

Von

Dr. Paul Rohrbach.

Mit einer Karte.

Halle a. S.
Gebauer-Schwetschke, Druckerei u. Verlag m. b. H.
1902.

Vorwort.

Der Aufforderung des Verlages, eine Schrift wie die vorliegende, zu verfassen, bin ich insofern nicht ohne einiges anfängliche Bedenken gefolgt, als ich auf der einen Seite bereits mit einer weit umfangreicheren, allerdings mehr historisch gerichteten Arbeit über das westliche Asien beschäftigt bin, und es andererseits schwierig erschien, auf dem Raum von nur 5 Bogen, selbst bei noch so starker Generalisierung und Auswahl des Stoffes, eine Übersicht über die Gestaltung Westasiens und die von ihr ausgehenden allgemeinen kulturellen und wirtschaftlichen Wirkungen zu geben. Wie mir der Verlag schrieb, sollte es hier wie bei den übrigen Heften dieser Reihe ein Stück „angewandte Geographie" werden. Ich habe die Aufgabe schließlich in der Weise annähernd zu lösen versucht, daß ich alles in eigentlichem Sinne statistische Material fast ganz ausschied und nur ein dürftiges Gerippe zur vorläufigen allgemeinsten Orientierung an die Spitze der einzelnen Abschnitte stellte. Diese Dinge sind ja in verschiedenen speziell zu solchem Zweck zusammengestellten Handbüchern mit leichter Mühe einzusehen. (Ich nenne nur Scobels geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas.) Dies vorangeschickt, glaube ich in die nachfolgenden Blätter an positivem Material ungefähr so viel hineingebracht zu haben, wie im Verhältnis zu dem gegebenen Raume möglich war. Daß innerhalb des Rahmens der Arbeit das türkische Asien, in erster Linie gewisse Teile Anatoliens und die Länder am Euphrat und Tigris, bevorzugt sind, wird angesichts der jüngst gefallenen prinzipiellen Entscheidung in der Bagdadbahnfrage nicht verwundern. Ich bemerke noch, daß ich einen grossen Teil des von mir behandelten Gebietes auf drei größeren Reisen in den Jahren 1897—1901 selbst kennen gelernt habe. Durch den Augenschein ganz unbekannt geblieben sind mir nur der östliche Teil des Iranischen Hochlandes, sowie Arabien. An einigen Stellen dieses Heftes findet sich das *)Zeichen. Es bedeudet, dass ich die betreffenden Partieen meiner in den „Preußischen Jahrbüchern" vom April—November 1901 veröffentlichten Reiseschilderung entnommen habe.

Berlin, im April 1902.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Allgemeines.

Wer die Entwickelungslinien sehen will, nach denen sich die Geschichte des asiatischen Kontinents von Anbeginn an gebildet hat und in alle Zukunft sich weiter bilden wird, der muß sich über die Lebensbedingungen und die natürlichen Gesetze klar werden, nach denen die asiatische Menschheit geworden ist und wird. Diese aber sind im großen wie im kleinen gegeben durch die geographischen und die klimatisch-meteorologischen Verhältnisse des Erdteils. Asien scheidet sich nach dieser Richtung hin in vier große, von einander sehr verschiedene Gebiete.

Die erste Region wird gebildet durch die südlichen und östlichen Randländer samt den vorgelagerten Inselgruppen: Vorder- und Hinterindien, Indonesien, das eigentliche China, ein Teil der Mandschurei und Japan. Diese Länder sind von der Natur dazu vorherbestimmt, eine große Bevölkerungsmenge hervorzubringen und zu ernähren. Der Faktor, der das zu stande bringt, ist der Monsun. Jahr für Jahr weht vom Indischen und vom Stillen Ozean her der regenbringende Wind über den austral-asiatischen Inselgürtel, über die beiden indischen Halbinseln und über China hin, bis er sich an den gewaltigen Randgebirgen und Abstürzen, von denen der innerasiatische Hochlandsblock umgürtet ist, bricht. Über diese kann er nicht hinüber, und so schüttet er all den Wasserreichtum, den er mit sich führt, auf den weiten Landstrichen zwischen dem Ozean und dem Fuß jener Gebirge, den Abhängen jener Riesenmauern zur Erde. Dadurch wird der Boden über unermeßliche Räume hin mit Feuchtigkeit durchtränkt, dadurch werden die großen Ströme ernährt, die von dem hohen Innern herabkommen und Straßen des Weltverkehrs bis tief ins Herz der ungeheuren

Ländermassen hinein bilden: Ganges, Yang-tse-kiang und die andern alle. Unter dem Einfluß der Monsune und der von ihnen stammenden, aus den Wolken regnenden und über die Erde hinströmenden Wassermassen wandelt sich über weite Strecken hin die sterile Oberfläche der Erde in Fruchtland, und durch die Zerreibung, Zertrümmerung und Verwitterung des ursprünglichen Gesteins, durch die weithin sich erstreckenden Anschwemmungen der Ströme in den Talbecken des Mittellaufes und in den Mündungsgebieten wird der Acker geschaffen. Dort leben jene Menschenmassen, von denen die Statistik der Bevölkerung Asiens uns Kunde gibt. Indien hat mindestens 300 Millionen Einwohner, Indonesien 50, Japan 47, China und die Mandschurei wahrscheinlich nicht viel unter 400 Millionen. Selbst diese Zahlen bezeichnen aber noch nicht überall die obere Grenze, bis wohin in den Hauptländern Monsun-Asiens die Volksvermehrung gehen kann, und nur etwa von der Insel Java und von der großen chinesischen Ebene wird man sagen können, daß, so lange die Lebensbedingungen sich dort nicht in industriell-kapitalistischem Sinne ändern, eine wesentliche Volkszunahme nicht mehr wahrscheinlich ist.

Innerasien, der hohe Kern des Erdteils, ist durch seine Gebirgsumwallung, die ihm den Zutritt der Regenwinde abschneidet, durch seine abnorme Erhebung über dem Meeresspiegel und durch seine große Armut an von innen heraus dem Boden entquellendem Wasser für alle Zeiten zu Menschenmangel verurteilt. Es hat nur durch die Barbarenschwärme, die es aus seinen unermeßlichen und dünn bevölkerten Weiten zeitweilig entsandte, in manchen Epochen einen großen Einfluß auf die Menschheitsgeschichte ausgeübt.

Der Norden steht gleichfalls unter klimatischen Bedingungen, die ihn nie zu einer erheblichen direkten Bedeutung für die Geschicke des Erdteils gelangen lassen werden. Gleich manchen Teilen der mittelasiatischen Steppen- und Wüstenregion hat er seine besondere Bedeutung dadurch, daß er derjenigen europäischen Macht, die ihn beherrscht, einen von der Seeverbindung unabhängigen Zugang zu den reichen Gebieten des Ostens und Südostens eröffnet. Durch die sibirische Tiefebene geht der Landweg nach China und durch die turanische Steppe die Straße nach Indien. Gäbe es keine Eisenbahn, so wären Nord- und Mittelasien fast wertlose Besitztümer in der Hand Rußlands; nun aber, da sie von den Schienenwegen durchzogen werden,

die ihre Wurzel am baltischen Meere und den Grenzen Westeuropas haben, wiegt die Herrschaft über diese öden, endlosen Gebiete schwer in der Wagschale der Geschichte Asiens, ja der Menschheit. Die Entwickelung der modernen Verkehrsmittel macht die Weite des Raumes für den, der sie beherrscht, oft aus einem Moment der politischen Schwäche zu einem bedeutsamen, ja bisweilen zum entscheidenden Machtfaktor. Wer Herr ist auf den Wegen nach Osten und Süden, kann leicht auch einmal der Herr von ganz Asien sein.

Die vierte und letzte in dieser Reihe der großen klimatisch-geographischen Provinzen Asiens ist die westliche, Europa zugekehrte Seite des Kontinents, Vorderasien: d. h. die Länder des jetzigen türkischen Reiches, Anatolien, Armenien und Kurdistan, Syrien, Mesopotamien und Babylonien; Iran und Turan; endlich die arabische Halbinsel. Das gemeinsame bestimmende Moment für die Kulturentwicklung dieses ganzen Gebietes ist, daß in ihm der Ackerbau im wesentlichen nicht auf den Regenfall, sondern auf die künstliche Bewässerung mit fließendem, der Erde entquellendem Wasser begründet ist. Die Niederschläge reichen dort in den meisten Landschaften nur äußerst selten hin, um der Getreideaussaat das Gedeihen zu ermöglichen. Die Stromquellen und Brunnen sind es, deren Gewässer durch menschliche Arbeit über den Acker hingeleitet werden und seiner Frucht zu trinken geben, bis sie geerntet werden kann. Damit ist gesagt, daß in Vorderasien das Kulturland für alle Zeiten nur einen beschränkten und über eine gewisse, ziemlich enggezogene Grenze hinaus nicht zu erweiternden Bruchteil des gesamten Gebietes ausmachen kann. Vorderasien in dem oben gekennzeichneten Umfange übertrifft die Ländermassen Europas fast um ein Zehntel. Von diesem ganzen gewaltigen Gebiet sind, wenn man den vorhandenen fließenden Wasserreichtum aufs Äußerste verwertet und die Oasen des genügenden Regenfalls hinzurechnet, 10 %, im äußersten Falle vielleicht 15 % kultivierbar. Ein dauernder Wasserzufluß von einem Liter pro Sekunde, Tag und Nacht gerechnet, ermöglicht unter den sonstigen klimatischen Bedingungen dieser Breiten im Durchschnitt die Kultivierung eines Hektars Ackerland. Das ist die feste und gegebene Größe, von der es ein für alle mal abhängt, wie viel Korn und sonstige Nahrungspflanzen und damit auch wie viel Menschen auf diesem Boden im Höchstfalle existieren können. Für einzelne Teile des ganzen großen Gebietes, in denen etwa

durch mineralische Bodenschätze oder durch besondere günstige Bedingungen für das Gedeihen verschiedener unserer industriellen Nutzpflanzen Ausnahmeverhältnisse geschaffen werden, ist es denkbar, dass durch Zufuhr von Nahrungsmitteln aus der Ferne eine lokale Verdichtung der Bevölkerung über die Norm hinaus eintritt — aber für das Ganze wird das so sehr viel nicht ausmachen. Im vorderen Asien leben etwas über 30 Millionen Menschen. Verdoppelt man diese Ziffer, so hat man das, was vielleicht nach zwei Menschenaltern da sein wird, wenn die politischen und die Kultureinflüsse Europas sich dortselbst noch um ein Mehrfaches potenziert haben werden; ob man die Zahl sich aber je verdreifacht wird denken dürfen, erscheint schon sehr fraglich. Was ist das gegen die Hunderte von Millionen Indiens und Chinas! Welch eine Menge von Möglichkeiten, an die man denken könnte, so lange man sich der physischen Länderkunde der verschiedenen Teile Asiens nicht bewußt ist, wird allein durch eine solche kurze Reihe geographisch-physikalischer Erwägungen einerseits ausgeschlossen, andererseits geboten!

Vorderasien ist, so weit unsere jetzigen Kenntnisse reichen, die Urheimat der Kultur für den in weltgeschichtlichem Sinne bisher vorwiegend zur vollen und eigentlichen Kulturentwicklung gelangten Teil der Menschheit. Die ältesten unmittelbaren Zeugnisse menschlicher Kultur, die wir kennen, entstammen dem Boden des Alluviallandes am Unterlauf des Euphrat, des Tigris und seiner südlichen, linksufrigen Nebenflüsse Sie führen uns unmittelbar bis in das vierte vorchristliche Jahrtausend und mittelbar sicher noch ein oder gar mehrere Jahrtausende weiter zurück. Ob die Kultur dort autochthon ist, oder ob sie, bevor sie zu ihrer dortigen Blüte und materiellen Verdichtung gelangte, bereits mit den Menschen, die sie trugen, eine Wanderung aus anderen unbekannten Fernen durchgemacht hat, das läßt sich mit den uns bisher zu Gebote stehenden Mitteln nicht entscheiden. Wenn überhaupt von irgend wo anders her, so kann sie, soweit wir zu sehen vermögen, nur von Osten hergekommen sein. Die große historische Völkerstraße Asiens steigt aus dem Stromland des Euphrat und Tigris über die Pässe des iranischen Randgebirges auf das westasiatische Plateau hinauf, senkt sich dann durch die Pforte des Herirud wieder hinab in die turanische Steppe und übersteigt in der hohen Passagelandschaft zwischen Hindukusch, Karakorum und Thianschan den Westrand des innerasiatischen Hochlandes. Dann zieht sie am Südrande des

„trockenen“ Meeres,“ am Fuße des riesenhaften Kwenlunsystems, nach Osten, bis sie bei Lantschou am Hwangho nach einem Laufe von 4000 Kilometern das abflußlose Gebiet im Innern des Erdteils wieder verläßt und in die Monsunregion eintritt. Jenseits des nordchinesischen Grenzgebirges, im Tale des Weiho, wo die alte Hauptstadt Chinas liegt, Hsinganfu, treffen wir den westlichsten Punkt, bis zu dem die historische Erinnerung der Chinesen von der Herkunft ihrer Kultur zurückreicht: dort haben die ältesten Herrscher Chinas gesessen; von dort sind ihre Nachfolger dann ostwärts vordringend hinabgestiegen, haben die große Ebene am Unterlauf des gelben Stromes erreicht und besiedelt, und erst in relativ später Zeit ist dann der Süden des ungeheuren Reiches, heute nach Bevölkerungsmenge und Reichtum die Hauptmasse Chinas, hinzugekommen. Zwischen den ältesten Brennpunkten der vorderasiatischen Kultur nach Osten und der ostasiatischen nach Westen hin liegt also ein ungeheurer Raum: aber durch die ganze Länge dieses Raumes läuft ein alter Hochweg der Völkerwanderungen und des Weltverkehrs.

Die geographische und namentlich die kulturgeographische Einteilung Vorderasiens geht am besten von der Tatsache aus, daß sich der Westen des Erdteils von Natur in drei deutlich gegen einander abgegrenzte Gebiete scheidet: das abflußlose turanische Tiefland, das gleichfalls abflußlose iranische Hochland, endlich die ihre Gewässer größtenteils zum Meere hin entsendenden westlichen Rand- und Übergangsländer. Allerdings erreichen ja auch einige auf dem iranischen Hochlande entspringende Wasseradern direkt oder indirekt das Meer, während andrerseits sich auch in dem Gebiete des allseitigen Abflusses der Gewässer zum Meere hin eingesprengte abflußlose Stücke finden, aber im wesentlichen ist der angegebene Unterschied zwischen den drei Regionen Westasiens doch ein deutlicher und charakteristischer.

Die Übergänge nach den benachbarten Gebieten Asiens, Europas und Afrikas sind fast nach allen Seiten hin durchaus allmählich. Die Küstenlandschaften auf beiden Seiten des Roten Meeres — östlich Arabien, westlich die nubisch-ägyptische Wüste — ähneln einander in hohem Grade, wie ja auch das Rote Meer nichts anderes ist, als eine bloße Grabenversenkung, ein langer spaltenförmiger Einsturz der oberen Schichten innerhalb einer großen und einheitlich gearteten Landmasse. Nach Westen hin, Europa gegenüber, läßt sich ja bekanntermaßen überhaupt kaum sagen, wo der eine Erdteil aufhört und der andere be-

ginnt. Zwischen dem europäischen und dem asiatischen Ufer des Bosporus und der Dardanellen existiert ein geringerer Unterschied, als bisweilen zwischen den beiden Ufern eines und desselben Stromes, und innerhalb der Inselgruppe des griechischen Archipels ist es vollends unmöglich, eine scharfe Abgrenzungslinie zwischen den Angehörigen des einen und des andern Erdteils zu vollziehen. Das kaukausische Hochgebirge erscheint auf den ersten Blick als die denkbar schärfste Völker- und Länderscheide und ist es doch nicht, denn an seinen beiden Abhängen, dem nördlichen und dem südlichen, herrschen merkwürdigerweise durchaus dieselben, zum mindesten im höchsten Grade verwandte ethnographische, kulturelle, ja sogar historische Verhältnisse. Die Steppe von Turan geht ganz allmählich in die Tiefebene des westlichen Sibirien über, und selbst mit dem hohen Innern Asiens besteht eine Verbindung durch die westwärts nach Turkestan hineingreifenden Ausläufer des Thianschan und durch die Hochlands- und Gebirgsmasse des Hindukusch und der Pamire, die sich von der Nordostecke Irans zu dem zentralen Block hinüber erstrecken. Wenden wir uns nun der Betrachtung jener drei skizzierten Gebiete im einzelnen zu.

II. Das Tiefland von Turkestan.

1 290 000 Quadratkilometer, 4 300 000 Einwohner. (Ohne das sogenannte Generalgouvernement der Steppe.) Gouvernements und Gebiete: Transkaspien, Samarkand, Fergana, Syr-Darja. Die beiden Vasallenstaaten Buchara und Chiwa haben 240 000 resp. 60 000 Quadratkilometer und angeblich 2 Millionen resp. $^1/_2$ Million Einwohner. Das ganze russische Turkestan bildet in administrativer Hinsicht ein unter militärisch organisierter Verwaltung stehendes Generalgouvernement mit der Hauptstadt Taschkent. Städte: Krasnowodsk 10 000 Einwohner, Aschabad 25 000 E., Merw 10 000 E., Samarkand 55 000 E., Dschisak 16 000 E., Katty-Kurgan 10 000 E., Ura-Tjubé 21 000 E., Kokand 82 000 E., die Doppelstadt Margelan 47 000 E., Andischan 47 000 E., Namangan 62 000 E., Taschkent 156 000 E., Tschimkent 12 000 E., Turkestan 12 000 E., Buchara 80 000 E., Tschardschui 20 000 E., Karschi 25 000 E., Chiwa 30 000 E.

Noch in geologisch jungen Zeiten ist nach dem Urteil der heutigen Forschung Turkestan zum weitaus größten Teil vom Meere bedeckt gewesen. Reste dieses einstigen turanischen Binnenmeeres sind der Kaspi-, der Aralsee und eine große Menge kleinerer, gleich diesen größeren Depressionen von Salzwasser erfüllten Becken. Welche Umstände das Zusammenschrumpfen des turanischen Meeres bis auf die gegenwärtigen verhältnismäßig geringen Überbleibsel hervorgerufen haben, darüber läßt sich eine genügend begründete Theorie noch nicht geben. Nicht einmal die bis vor kurzem fast allgemein und vielfach auch noch jetzt behauptete Tatsache einer heute noch im Gange befindlichen fortschreitenden Austrocknung Turkestans kann in Wirklichkeit als über alle Zweifel hinaus begründet gelten. Allerdings zeigt sich das allgemeine klimatische Kennzeichen Westasiens, der Mangel an atmosphärischen Niederschlägen, hier in besonders ausgeprägter Gestalt. Die jährliche Regenmenge, namentlich in den wüstenhaften Teilen des Gebiets, ist excessiv niedrig. Es ist fast undenkbar, dass irgend welcher Anbau abseits von den Landstrichen, wo das fließende Wasser der Ströme hingeleitet werden kann, gedeihen könnte. Die beherrschenden Kulturfaktoren sind daher in noch höherem Maße als anderswo in West-Asien die Flüsse, und eine Beschreibung der wirtschaftsgeographischen und kulturgeschichtlichen Verhältnisse muss sich eng an die verschiedenen Bewässerungszonen Turans anlehnen.

Die erste dieser Zonen zieht sich als ein schmaler Streifen längs dem Nordabhange des iranischen Plateaus hin. Sie ist im Westen noch relativ breit und bedeutend, und ihr Vorhandensein wird bedingt durch die Wassermenge, die im System des Atrek und seiner Nebenflüsse dem Kaspischen Meere zurinnt. Gegenwärtig ist die Besiedelung und Bebauung des Atrekgebiets trotz der relativ günstigen Bedingungen eine sehr spärliche; in früheren Zeiten war das anders, wie die bedeutenden Ruinen von Mestorian inmitten der jetzt völlig unbebauten aber der Bewässerung durchaus zugänglichen Steppen im Norden des Flusses beweisen. Vom Atrekgebiet an zieht sich eine lange aber freilich nur wenige Kilometer breite Oasenzone am Fuß des Kopet-Dagh nach Osten. Durch sie haben die Russen in neuester Zeit ihre „transkaspische" Eisenbahnlinie gelegt. Dieser Oasengürtel kann nicht breiter werden, als wie das Wasser der von den iranischen Randgebirgen herabkommenden Flüsse und Bäche nordwärts in die Wüste hineingelangt. Von da ab, wo es durch

die Bewässerung der Gärten und Felder aufgebraucht ist — und das geschieht bei der Spärlichkeit des Feuchtigkeitsquantums namentlich in der trockenen Jahreszeit schon wenige Stunden nach dem Austritt der Wasserläufe aus den Bergen — herrscht die fast vegetationslose Wüste. Mit verschiedener Oberflächengestaltung, abwechselnd als eine mit Hügeln aus Ton und Kies oder mit unabsehbaren Sanddünen bedeckte Fläche, dehnt sie sich nach Norden bis an den Fluß Amu-Darja und den steil aufsteigenden Rand des sogenannten Ustjurt-Plateaus hin aus. Erst 500, bezw. 700 Kilometer binnenwärts vom Ostufer des Kaspischen Meeres kommen vom iranischen Plateau zwei Wasseradern herab, die den Namen wirklicher Flüsse verdienen. Die erste ist der Herirud, in seinem Unterlauf Tedschen genannt, die zweite die Murghab. Durch die Täler, in denen sie das Randgebirge durchbrechen und zur Tiefebene hinabeilen, führen die Hauptverbindungsstraßen zwischen Iran und Turan. Seit uralten Zeiten hat man den Hauptstamm ihres Wasserlaufs in der Ebene an geeignet erscheinenden Stellen durch grosse Damm- und Kanalbauten aufgespalten und ihn künstlich in ein sich immer weiter verzweigendes deltaähnliches Netz stets kleiner werdender und fächerförmig nach allen Seiten in die Wüste verlaufender Wasseradern verwandelt. So weit die aus fruchtbarstem lößähnlichem Alluvium bestehenden Schwemmkegel der beiden Flüsse in die rings umgebende Sandwüste hineinreichen, und so weit sich noch in der trockenen Jahreszeit ein Wassertropfen aus den strömenden und rinnenden Schätzen über diese fruchtbare Erde hinleiten und verbreiten läßt, soweit ist die Bebauung möglich. Namentlich die Oase im Gebiete des Schwemmkegels des Murghab, Merw, hat von den ältesten Zeiten her eine wichtige Rolle in der Geschichte Vorderasiens gespielt. sie ist das Muru des Avesta, des altpersischen Religionsbuches, die Margiana der Griechen und der Römer. Herirud und Murghab würden, wenn die Kultur in den Oasen und der Sand der Wüste ihr Wasser nicht aufzehrte, natürlicherweise als Nebenflüsse den Amu-Darja erreichen müssen. Aus den genannten Gründen gelangen sie aber nicht bis an den Hauptstrom. Auch die nächsten weiter ostwärts strömenden, vom Rande Irans herabkommenden Flüsse werden durch Sonnenbrand und Wüste eine grössere oder geringere Strecke, bevor sie den Amu-Darja erreichen, verzehrt. Der wichtigste unter ihnen ist der Fluß von Balch. Balch, heute ein dürftiger Ort nahe der Nordgrenze

Afghanistans, ist das alte berühmte Bactra, einer der ältesten, vielleicht der älteste Wohnplatz des iranischen Zweiges der arischen Völkerfamilie. Die Stadt liegt gegenüber dem Austritt des Flusses aus den Bergen, gleich den Orten der Tedschenoase auf dem Alluvium des durch die künstliche Zerteilung des Flusses hervorgerufenen fruchtbaren Schwemmkegels. Diese Ortslagen sind überhaupt charakterisch für die ältesten Kulturstätten in den iranisch-turanischen Teilen Westasiens. Jenseits des Balchflusses beginnen die vom Hindukusch herabkommenden Flüsse zur Hochwasserzeit oder auch perennierend den Oxus zu erreichen, und das Land verengert sich auf beiden Seiten immer mehr, bis es schliesslich direkt in das Tal des auf den Pamirhöhen aus mehreren Quellflüssen zusammenkommenden großen Stromes übergeht.

Der Oxus oder Amu-Darja gewährt in seinem mittleren Lauf oberhalb Kerki und noch etwas abwärts von diesem Punkt, namentlich auf seinem rechten Ufer, an zahlreichen Stellen eine günstige Gelegenheit für menschliche Ansiedelungen. Der nördlich von ihm aufsteigende gebirgige Teil des heutigen Emirats Buchara repräsentiert eine der wenigen Gegenden Westasiens, in denen es zu einer solchen Niederschlagsmenge kommt, daß hier und da Ackerbaukultur auf den Regenfall hin möglich ist. Unterhalb Kerki liegt auf beiden Seiten des Stromes teils wüstenhaftes Land, teils echte Wüste, und nur in unmittelbarster Nähe der mächtigen reißend dahinwirbelnden Wassermassen zweigen sich nach rechts und links verhältnismäßig kurze Bewässerungskanäle ab, die einen nur wenige Stunden breiten Kulturstreifen erzeugen. Ein ausgedehntes Kulturgebiet findet sich erst wieder nahe der Mündung auf dem linken Ufer in der großen Oase von Chiwa, dem alten Chowaresmia, im Avesta Hwairiza. Innerhalb des Gebietes von Chiwa geht eine große Menge teils natürlicher, teils künstlich entstandener Seitenarme und Kanäle westwärts ab, und mit dieser Tatsache verknüpft sich in eigentümlicher Weise das viel umstrittene Problem, ob der Oxus einstmals anstatt in den Aralsee in das Kaspische Meer geflossen ist, oder nicht. Die Bodengestaltung ist hier eine derartige, daß man etwa bei der Stadt Nukus, wo das jetzige Delta des Amu-Darja beginnt, zur Rechten das wassergefüllte Becken des Aralsees hat und zur Linken die an Umfang etwa halb so große, bis auf einen verhältnismäßig geringen Rest bittersalzigen Wassers ausgetrocknete, mit ihrem Boden noch bis

unter das Niveau des Kaspischen Meeres herabreichende Depression von Sary-Kamysch. Es scheint, als ob die beiden Becken ursprünglich zusammengehangen haben und daß dieser Zusammenhang erst durch die immensen Anschwemmungsmassen, die der Amu-Darja vor seiner Mündung ablagerte, aufgehoben worden ist. Die obere Spitze dieses alten Schwemmkegels liegt etwa in der Gegend der Stadt Urgentsch, etwas unterhalb Chiwas. Von hier geht ein zweifelloses altes Flußbett westwärts von dem heutigen Laufe des Stromes ab und läßt sich bis zu dem Salzsee auf dem Boden der Sary-Kamyschsenke verfolgen. Gegenwärtig fließt infolge verschiedener, unter russischer Leitung zu Kulturzwecken vorgenommener Korrektionsarbeiten dauernd ein Arm des Flusses westwärts in diese Seen von Sary-Kamysch, wo aber das Wasser infolge der fast beispiellosen Luftrockenheit fortgesetzt verdunstet, ohne das Niveau der Seeen sonderlich zu erhöhen. Andererseits beginnt bei Sary-Kamysch jenes „Usboi“ genannte Trockental, daß sich in vielen Windungen längs dem östlichen und südlichen Abhange des Ustjurt hinzieht und sich durch die Lücke zwischen dem großen und kleinen Balchan hindurch bis in die unmittelbare Nähe des Kaspischen Meeres verfolgen läßt. Allerdings ist es bisher nicht gelungen, eine wirkliche Mündung des Usboi in den Kaspi festzustellen. Das Problem, ob der Amu-Darja von jeher, d. h. natürlich seit dem Bestehen der heutigen hydrographischen Verhältnisse Turkestans, sich in den Aralsee ergossen hat, oder ob er früher ganz oder zum Teil in den Kaspi mündete, muß demnach immer noch als eine offene Frage bezeichnet werden, wenn auch unter den beteiligten Forschern sich zur Zeit die Ansicht mehr auf die Seite der ersten Annahme zu neigen beginnt. Der von russischer Seite früher ernsthaft erwogene Plan, den Amu-Darja durch einen Damm bei Kunja-Urgentsch oder sonst an einem geeigneten Ort vollständig nach Westen abzulenken und seine Gewässer durch den Usboi ins Kaspische Meer zu führen — in der Hoffnung, auf diese Weise eine schiffbare Verkehrsader bis tief nach Turkestan zu gewinnen — ist aufgegeben worden, seit man das Vorhandensein des großen und tiefen Beckens von Sary-Kamysch festgestellt hat, denn es würde in jedem Falle viele Jahre dauern, bis der Strom, das Gelingen der Ablenkung vorausgesetzt, diese Senke ausfüllte, und ob dann über die Verdunstung hinaus der Zufluß noch genügen würde, um mit

einer hinreichenden Quantität Wasser den Kaspi zu erreichen, ist sehr fraglich.

Ähnlich wie auf der linken Seite des Oxus der Murghab, der Tedschen und die lange Reihe der kleineren Hindukusch-Flüsse, so richten zur Rechten mehrere zum Teil sehr ansehnliche Flüsse von den Ausläufern des Thianschan her ihren Lauf auf den großen Strom zu, ohne ihn ganz zu erreichen. Der Kara-Su löst sich westlich von Karschi, im mittleren Buchara, in eine Anzahl versandender und versumpfender Kanäle auf, und der Sarewschan verliert sich, nur noch eine starke Tagereise vom Oxus entfernt, in eine Reihe kleiner salziger Seeen. Er ist nähst dem Murghab der eigentliche und alte Kulturfluss Turkestans. An ihm liegen Samarkand und Buchara; er ernährt eine Bevölkerung von mindestens 2 Millionen Menschen, indem er ihre Felder bewässert. Er heißt daher auch der Goldspender, und die Alten nannten ihn Polytimetos, das ist der „Hochgeehrte.“

Eine im Westen niedrige und unterbrochene, nach Osten hin jenseits Samarkand rasch an Höhe zunehmende Gebirgskette scheidet das Gebiet des Sarewschan von dem des zweiten der großen turanischen Ströme, des Syr-Darja, im Altertum Jaxartes. Er entsteht innerhalb der kesselförmigen Tallandschaft Fergana, die ein altes Seebecken darstellt, aus den beiden starken Quellflüssen Naryn und Kara-Darja, verläßt Fergana durch die enge Strompforte von Chodschent und strömt dann, zunächst noch durch zahlreiche rechtsseitige Zuflüsse genährt, nordwestwärts dem Aralsee zu. Bei Julek geht westwärts ein altes, jetzt trocknes Bett vom Flusse ab; eine eigentümliche Parallelbildung zu der gleichen Erscheinung am Unterlauf seines Zwillingsbruders, des Amu-Darja. Dieser frühere Flußarm, der Jani-Darja, lässt sich bis in das heutige Delta des Amu hinein verfolgen.

Sarewschan und Syr-Darja bilden in der Gegenwart die beiden Hauptfaktoren für die Wiederhineinziehung Turkestans in den Zusammenhang der allgemeinen Weltkultur und Weltwirtschaft. Zu den Zeiten des persischen Großreichs und der Herrschaften, die ihm in Ostiran und in der alten turanischen Kulturzone vorangingen, später in der hellenischen, in der parthischen, in der sassanidischen und noch zu Beginn der muhammedanischen Epoche lag in Merw, Balch, Samarkand und wahrscheinlich auch schon am Beginn des Mittellaufs des Jaxartes ein Hauptzentrum der Menschheitskultur. Dann trat ein tiefer Fall, ein Sinken der Volkszahl, des Reichtums und der Ge-

sittung ein, das im wesentlichen ununterbrochen bis zur Eroberung des Landes durch die Russen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedauert hat. Russland erbaute zunächst aus rein militärischen Gründen die Eisenbahnlinie von Krasnowodsk am Ufer des Kaspi durch die Turkmenensteppe zunächst bis Merw, dann bis an den Oxus, dann bis Samarkand und endlich bis in das Herz des Ferganatales hinein. Gleichzeitig erfolgte die Abschwenkung nach dem jetzt von den Russen zur politischen Hauptstadt Turkestans erhobenen Taschkent, und gegenwärtig wird an der Herstellung der noch fehlenden Verbindungslinie zwischen Taschkent und Orenburg, entlang dem rechten Ufer des Syr-Darja, gearbeitet. Etwa im Jahre 1905 hofft man auch diese Bahn dem Verkehr übergeben zu können. Diese großen Eisenbahnbauten haben das alte turanische Kulturland, dessen natürliche Verbindungslinien im Altertum und Mittelalter nach Westen und Südwesten, nach Iran und weiterhin nach dem mittelländischen Rande Asiens wiesen, nunmehr künstlich mit Osteuropa, von dem sie bisher durch unpassierbare Wüsten und endlose menschenleere Steppen getrennt waren, verknüpft. Der Grund für diese immense und folgenreiche Arbeit der Russen ist ein doppelter: einmal das Bestreben, für den Fall eintretender politischer Notwendigkeit ihre militärische Kraft in möglichst drohender Nähe der Grenze Indiens zur unmittelbaren Entfaltung bringen zu können, und zweitens die so zu sagen über Nacht offenbar gewordene Tatsache, daß am Sarewschan und am Syr-Darja der Baumwollenbau eine noch garnicht abzusehende Zukunft hat. Von jeher ist Turan eine Heimat der Baumwollenkultur gewesen, aber der Anbau dieser Faser hielt sich bisher in den durch die doppelte Erwägung gebotenen Grenzen, daß einerseits bei den mangelnden Kommunikationsmitteln keine rechte Exportmöglichkeit bestand, und zweitens, daß dem Anbau der eigentlichen Nahrungsgewächse für Menschen und Vieh, das ist Weizen, Reis, Hirse, Luzerne, Mais u. s. w., nicht mehr Land entzogen werden durfte, als daß die Ernährung der Bevölkerung auch bei mangelnder Zufuhr von Lebensmitteln aus der Ferne gesichert blieb. Nach beiden Seiten hin wird durch die vollendeten und noch im Gange befindlichen Eisenbahnbauten der Russen Wandel geschaffen. Die transkaspische Bahn ermöglicht die Ausfuhr der geernteten Baumwolle nach Rußland, und die Bahn von Taschkent nach Orenburg wird die Getreidevorräte Ostrusslands und Westsibiriens für Turkestan zur Verfügung

stellen. Gegenwärtig vermag die russische Baumwollenindustrie, deren Umfang der deutschen nicht so sehr fernsteht, bereits die Hälfte ihres Bedarfs an Rohmaterial aus Turkestan zu decken, und in naher Zukunft wird sie voraussichtlich einer überseeischen Zufuhr überhaupt nicht mehr oder nur noch für gewisse praktisch nicht schwer ins Gewicht fallende Sorten bedürfen. Gerade jetzt ist ein Projekt im Werke, das eine neue mächtige, bisher dürre aber nur der Bewässerung zur Entfaltung hervorragender Fruchtbarkeit bedürfende Landfläche der Kultivierung zuführen wird. Der Syr-Darja wird unterhalb Chodschent, dort, wo er seine Wendung nach Nordosten macht, aufgespalten. Ein mächtiger Kanal wird ihm fast sein ganzes Sommerwasser in westlicher Richtung entführen, und von dieser großen Magistrale werden eine Menge Seitenkanäle nordwärts wiederum auf das Strombett des Syr-Darja hin gezogen. Das auf diese Weise unter Bewässerung gelangende Gebiet umfaßt etwa 600 000 Hektar und bildet den östlichen Teil der jetzt noch sogenannten Hungersteppe. Ein solches Areal würde hinreichen, um nicht nur die Bedürfnisse Rußlands, sondern auch die ganz Mitteleuropas an Rohbaumwolle zu befriedigen. Man will aber darin auch Weizen, Mais und andere Nahrungsgewächse bauen. Im Bewässerungsgebiet des Sarewschan, sowohl auf russischem, als auch auf bucharischem Gebiet, desgleichen in der Oase von Chiwa, harren ebenfalls noch ausgedehnte, jetzt mit Weizen und anderem Korn besäte Flächen des Baumwollenanbaues.

Mit dem grossen Kanal von Chodschent ist auch fernerhin entschieden. dass die inneren Teile des Ferganatales nach wie vor eine kulturlose Wüste bleiben. Die Wassermenge der südwärts vom Alaitag der Sohle des alten Seebeckens zuströmenden zahlreichen Flüsse wird bereits mehrere Stunden, bevor sie den Syr-Darja erreichen, durch die Bewässerung der Felder aufgezehrt. Auf diese Weise entsteht inmitten des Talbeckens ein 5—6 Stunden weiter und 25—30 Stunden langer Wüstenstreifen. Wollte man diesen, was möglich wäre, aus dem Hauptstrom bewässern, so bliebe unterhalb Chodschent in der Zeit der größten Hitze, des niedrigsten Wasserstandes und des höchsten Wasserbedarfs nicht genug übrig, um den in Aussicht genommenen Teil der Hungersteppe unter Kultur zu bringen.

Auch noch weiter nordwärts an den rechtsseitigen Zuflüssen des Syr-Darja und selbst an den in der Wüste versiegenden Flüssen Talas und Tschu finden sich noch ausgedehnte Land-

flächen, die durch Kanalisation mit Erfolg neu unter Kultur genommen werden können. Insgesamt schätzen russische Autoritäten nach den Resultaten der im Laufe des letzten Jahrzehnts angestellten Vermessungsarbeiten die Gesamtfläche, die noch durch geeignete Ausnutzung des Wasserreichtums in Turkestan, abgesehen vom Gebiet des Amu-Darja, neu kultiviert werden kann, auf rund 750 000 Hektar. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man mit dieser ganzen Fläche bereits in nächster Zukunft wird rechnen müssen. Allein die Arbeiten zur Bewässerung der Hungersteppe sind bis zu ihrer Vollendung auf eine Dauer von 20—25 Jahren geplant, und möglicherweise wird auch hier die Wirklichkeit noch etwas minder günstig ausfallen, als der Voranschlag. Mit großer Wahrscheinlichkeit aber darf man annehmen, daß kaum ein Jahrzehnt vergehen wird, bis Turkestan unter den baumwollproduzierenden Ländern nicht nur als Befriediger des innerrussischen Bedarfes, sondern auch als ein ernst zu nehmender internationaler Konkurrent auf dem Weltmarkt auftritt.

Ganz andere Perspektiven eröffnen sich, sobald man erst den allerdings noch sehr in weiter Ferne liegenden Gedanken erwägt, auch die Wassermassen des Amu-Darja oberhalb Chiwa zur Bewässerung der benachbarten Landstriche zu verwenden. Die Wasserführung des Syr-Darja unter der Brücke von Chodschent beträgt nach den Ermittelungen der russischen Ingenieure in der trockenen Jahreszeit, wo der Berieselungsbedarf am höchsten und die Wassermenge in den Flüssen am geringsten ist, 500 000 Sekundenliter; die des Amu-Darja auf seiner Laufstrecke etwa zwischen Kelif und Chiwa ist bisher mit Sicherheit nicht ermittelt worden. Als die Vorarbeiten für den Bau der eisernen Eisenbahnbrücke im Zuge der transkaspischen Bahn bei Tschardschui im Gange waren, schwankten die Angaben der mit den Ermittelungen betrauten Ingenieure für die Sommermonate zwischen 3 und 6 Millionen Sekundenliter; die sorgfältigen Untersuchungen dagegen, die in den 70er Jahren am Strom in der Gegend von Nukus angestellt worden sind, ergaben, wenigstens für jenes Stück des Unterlaufes, z. T. noch niedrigere Daten, als die Messungen bei Tschardschui. Natürlich hat es schon allein unter technischen Gesichtspunkten sehr viel größere Schwierigkeiten, eine gegenüber dem Syr-Darja so viel größere Wassermasse zu bewältigen, und überdies hat man, wenigstens in der Öffentlichkeit, auch noch nichts vom Nivellements in der näheren Umgebung der beiden Stromufer auf bucharischem oder

russischem Gebiet gehört. Ohne solche ist es aber überhaupt nicht angebracht, näher auf die Sache einzugehen.

Wo es möglich ist, Wasser aus dem Amu-Darja zu schaffen, wird die Fruchtbarkeit des Landes schon aus dem Grunde eine ausserordentliche sein, weil der Strom noch mehr als alle anderen Gewässer Turkestans mit ungeheuren Massen von Sinkstoffen beladen ist; diese Sedimente setzen sich, sobald das Wasser auf die Felder geleitet ist, in solcher Mächtigkeit ab, dass die Jahr um Jahr niedergeschlagene Schlammmenge — es handelt sich um ein lößähnliches Produkt — eine natürliche Düngung des Bodens von vorzüglicher Qualität ergibt.

Die Grenze Turkestans gegen das nördlich benachbarte Generalgouvernement der Steppe (die Gebiete von Semirjetschensk, Semipalatinsk, Akmolinsk, Turgai, die es zusammengenommen an Grösse noch etwas übertreffen) bildet im wesentlichen der Fluß Tschu. Obgleich Nordturkestan und das Steppengebiet der Bodenbeschaffenheit nach unmerklich in einander übergehen, und obgleich auch die klimatischen Verhältnisse sich erst weit nördlich des Tschu gegen Westsibirien hin allmählich den Bedingungen, die in Nordasien herrschend sind, nähern, so kann man die Länder nördlich vom Tschu und vom Balchaschsee doch nicht mehr zum vorderen oder westlichen Asien rechnen. Sie bilden ein Übergangsgebiet nach Norden hin.

Trotzdem, daß Turkestan gegen die sibirische Ebene hin in seiner vollen Breite geöffnet daliegt und nach Westen hin an das Kaspische Meer mit seinem mächtigen und entwickelten Stromsystem grenzt, weisen die natürlichen und dementsprechend auch die historischen Verbindungen des Landes gerade in die Richtungen, wo gewaltige Bergwälle scheinbar dem Verkehr die stärksten Hindernisse bereiten. Die Wüste und selbst die wüstenhafte Steppe erweist sich auch hier gegenüber dem Hochgebirge als das stärkere Verkehrshindernis. Ohne die transkaspische Eisenbahn wäre die Überwindung der Turkmenensteppe und der Sandwüste um Merw überhaupt nicht denkbar, und erst die große neue Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent wird das Kulturzentrum Turkestans wirklich dauerhaft mit dem Herzen Rußlands in Verbindung bringen. Dagegen hat zu allen Zeiten eine lebhafte Verbindung südwärts auf das iranische Hochland hinauf und ostwärts durch die Pforten in der westlichen Umwallung Hochasiens in die heute chinesischen Gebiete, das sogenannte Ostturkestan, bestanden.

Die nördlichste der drei großen Passagen zwischen Turkestan und dem hohen Inneren Asiens geht durch die sogenannte Völkerpforte der Dsungarei, zwischen den Gebirgen von Tarbagatai und der Borochorokette, eines der großen von Südwest nach Nordost kulissenartig übereinander geschobenen Ausläufers des Tianschan. Die dsungarische Scharte repräsentiert überhaupt die tiefste gegen Westen gewandte Einsenkung in dem Gebirgsgürtel zwischen dem westlichen und inneren Asien. Das sogenannte Siebenstromland am Fuß des dsungarischen Alatau, darauf weiter westwärts die Landschaften im mittleren Ili- und Tschugebiet und in den vom Alexandergebirge nordwärts herabströmenden Zuflüssen des letzteren, bilden eine zusammenhängende Zone kulturfähigen und großenteils auch von alters her relativ kultivierten Landes bis zu der wichtigen Stadt Aulie-Ata, einem der alten Schlüsselpunkte des turanischen Kulturgebietes in der Richtung von Norden her. Bei Aulie-Ata wendet sich die Straße nach Süden, übersteigt den Paß Karabura im Tschotkalgebirge und läuft darnach im Tal des Tschotkalflusses weiter nach Taschkent. Jenseits des Syr-Darja beherrscht alsdann das sehr alte Dschisak den Paß von Jenikurgan durch die westlichen Ausläufer des Alai-Tagh. Hinter dieser in den turanischen Heer- und Völkerzügen viel genannten Pforte steht der Weg nach Samarkand, Balch, Buchara, Merw und Iran offen. Diese ganze skizzierte Linie ist die alte Hauptverkehrsachse Turkestans. Die russische Straße nach Norden längs des Syr-Darja zur Nordostecke des Aralsees und weiter nach Orenburg ist vor der großen Änderung in den politischen Zuständen dieser Teile Westasiens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verhältnismäßig bedeutungslos gewesen. Im Süden auf dem Pamir ist der Lauf der alten Verkehrsstraße von Balch nach Chotan, auf der noch zur Zeit Marco Polos die großen Karawanen sich bewegten, bisher nicht mit Sicherheit wieder festgestellt worden. Um so bestimmter aber ist die Lage des Übergangspunktes zwischen dem Ferganatal und dem Tarimbecken, zwischen Kokand und Kaschgar: der wichtige Paß Terek-Dawan.

Für den dereinst zu verwirklichenden Plan einer Asien in der Mitte von Osten nach Westen durchschneidenden Eisenbahn kommt nach Lage der Dinge nur die Dsungareipforte in Betracht. Diese Eisenbahn der Zukunft würde sich wahrscheinlich bei Omsk von der sibirischen Magistrale abzweigen.

III. Iran.

Iran zerfällt gegenwärtig politisch in drei sehr ungleiche Teile: Persien 1650000 Quadratkilometer, ca. 9 Millionen Einwohner; Afghanistan 550000 Quadratkilometer, 4 Millionen Einwohner und das gegenwärtig bereits fast ganz unter britischer Herrschaft stehende Belutschistan, 350000 Quadratkilometer, möglicherweise $^1/_2$ Millionen Einwohner. Die Einwohnerzahlen für Afghanistan und Belutschistan beruhen auf völlig unkontrollierbaren Schätzungen und können ebenso gut um die Hälfte zu groß wie zu klein sein. Die Ziffer für Persien ist insofern zuverlässiger, als sie von dem besten Kenner des Landes, dem seit mehr als 30 Jahren hohe Stellungen in persischen Staatsdiensten bekleidenden General Houtum-Schindler, herrührt.

Die administrative Einteilung Persiens ist keine beständige, sie wechselt vielmehr fortgesetzt. Vor einer Reihe von Jahren waren zwei Fünftel des Landes, der ganze Süden, unter dem Generalgouvernement des ältesten Sohnes des verstorbenen Schahs vereinigt; gegenwärtig herrscht das System einer stärkeren Verkleinerung der einzelnen Gouvernements. Als althergebrachte Landeseinheiten gelten die Westprovinz Asabeidschan, Gilan und Masandaran am Südufer des Kaspi, Irak-Adschmi (das alte Medien), Chorassan im Nordosten, Farsistan und Kirman im Süden. Städte in Persien: Tabris 200000 Einwohner, Urmia 40000 E., Kaswin 50000 E., Teheran 200000 E., Meschhed 70000 E., Rescht 50000 E., Barferusch 50000 E., Hamadan 30000 E., Ispahan 60000 E., Schiras 20000 E., Kirman 40000 E., Jesd 30000 E., Buschir 20000 E., Schuschter 30000 E.

In Afghanistan Kabul und Kandahar, beide vielleicht 50000 E., Herat 30000 E.

Belutschistan ohne nennenswerte Städte. Die Zahlen für die Wohnplätze Persiens und Afghanistans sind innerhalb einer Fehler-Grenze von 30—50% sämtlich unsicher.

Das iranische Hochland, dessen mittlere Erhebung über dem Meeresspiegel zwischen 850 Metern an der tiefsten Stelle der sogenannten großen Salzwüste und 1300—1800 Metern (Schiras, Ispahan, Sultanabad) schwankt, zerfällt in eine Reihe nach dem Meere zu entwässerter Randgebiete und eine Anzahl abflußloser unter einander nicht kommunizierender Depressionen im Innern. Das abflußlose Gebiet macht etwa fünf Sechstel des Ganzen aus. Man kann sagen, dass Iran im wesentlichen

rundum von hohen Randgebirgen umgürtet ist. Am wenigsten ausgeprägt ist dieses Verhältnis im Nordwesten, wo die Hochebene von Aserbeidschan allmählich in das transkaukasische Hochland übergeht und der Araxes viel mehr eine politische, als eine wirkliche natürliche Grenze bildet, und im Nordosten, wo die von breiten Gebirgsmassen erfüllten Landschaften von Kafiristan und Badachschan unmittelbar mit den Gebirgen von Tschitral und den Pamiren zusammenhängen. Man mag sich dem Hochlande nähern, von welcher Seite man will, überall gilt es, von den davorlagernden Tiefebenen und Küstengebieten aus eine Reihe mehr oder minder steiler und schwieriger Anstiege und Pässe zu überwinden. Die hauptsächlichsten Zugänge sind folgende: 1. Die in jüngster Zeit von den Russen zu einer Chaussee mit zum Teil allerdings recht starken Steigungen ausgebaute Straße, die von Enseli und Rescht am Kaspischen Meere durch das Tal des Sefid-Rud und des Schach-Rud nach Kaswin auf der Hochebene und von dort über völlig ebenes Land nach Teheran weiter führt. 2. Die Straßen, die von Barferusch und Tschikischljar am Kaspi auf Astrabad, und von dort durch schwer passierbare Engpässe ostwärts auf Meschhed zuführen. 3. Von Aschabad an der transkaspischen Bahn ausgehend, eine Reihe in früherer Zeit wenig benutzter Sättel und Senkungen zwischen den parallelen Ketten des nördlichen Randgebirges. Die Russen haben diese Stelle bereits zu Ende der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts benutzt, um eine Fahrstraße von Aschabad nach Meschhed herzustellen; gegenwärtig ist hier sogar eine Eisenbahn in derselben Richtung im Bau begriffen. 4. Der Sulfikar-Paß. 5. Die Bamian-Pässe, durch welche ein alter Heerweg von Baktra (Balch) nach Kabul führt. 6. Das berühmte Defilee des Chaiber-Passes nahe dem Tal des Kabulflusses zwischen Peschawar und Kabul. Durch diese Pforten sind die großen Eroberer von Alexander dem Großen bis auf Nadirschah (im 18. Jahrhundert) von Iran nach Indien hinabgedrungen. 7. Der Bolan-Paß, durch den jetzt die Eisenbahn aus dem Industal nach Quetta in Britisch-Belutschistan hinaufführt. 8. Die Pässe im südlichen Randgebirge oberhalb des Hafens von Bender-Abas an der Strasse von Ormus. 9. Die ausserordentlich schwierige, aber trotzdem heute von mehr als einem Drittel des persischen Gesamteinfuhrhandels begangene Paßstrasse von Buschir am Golf nach Schiras. 10. Die Pässe von Chorremabad zwischen den alten Städten Susa und Ekbatana

(Hamadan). Diese Route soll mit Ausnahme der von Aserbeidschan den bequemsten Zugang für eine Eisenbahn auf das innere iranische Plateau hinauf bieten. 11. Der Paß von Tak-i-Girra oder Holwan, die im Altertum sogenannte Zagrospforte, durch die der Karawanenweg von Bagdad nach Kermanschah hinaufführt. Durch die Pässe von Holwan und Chorremabad sind im Altertum und Mittelalter die großen Völkerschübe zwischen dem inneren Plateau und dem babylonischen Tieflande hin und her erfolgt. 12. Eine Anzahl nahe beieinander gelegener Übergänge aus dem Quellgebiet der Zuflüsse des oberen und unteren Sab nach dem persischen Kurdistan. 13. Die alte und bedeutende Karawanenroute am Südfuß des großen Ararat entlang, die zwischen Bajaset und Choi das jetzt die Grenze zwischen der Türkei und Persien bildende Gebirge in einem ziemlich kurzen aber nicht leichten Auf- und Abstieg überschreitet. Außerdem existiert noch eine sehr große Zahl minder bedeutender Pässe zwischen Iran und seinen Nachbarländern, aber außer den genannten ist keiner von allen in früherer oder jetziger Zeit für den Völkerverkehr, für kriegerische und Handelsbeziehungen von hervorragender Wichtigkeit geworden.

Wenige Länder Westasiens werden im ganzen genommen von Iran an Wasserarmut übertroffen. Kein einziger Strom ersten Ranges gelangt aus dem Innern des Hochlandes hervor zum Abfluß nach dem Meer, und nur einer kleinen Zahl mittelgrosser Wasserläufe gelingt es überhaupt, die Randketten nach ausserhalb zu durchbrechen. Bis auf das innere Plateau hinauf reichen mit ihrem Quellgebiet der Sefid-Rud, der Heri-Rud, der Kabulfluß nnd etwa noch die Tigristributäre Karun, Kercha, Dijala und der untere Sab. Die letzteren gehören aber im Grunde samt und sonders dem Gebiet der westlichen Randgebirge an und entspringen nur mit ihren unbedeutendsten oberen Verzweigungen auf dem Plateau. Für die Schiffahrt sind sie alle miteinander, mit Ausnahme des Unterlaufes des Karun, wegen ihres reißenden Gefälles unbrauchbar.

Die innere Hochebene ist von zahlreichen, ganz überwiegend in der Richtung von Nordwest nach Südost verlaufenden Gebirgs- und Bergketten durchzogen. Auf ihr wiederholt sich, man möchte sagen in unendlichen Variationen und ermüdender Monotonie, dieselbe Bildung: Bergzüge und Bodenschwellen fassen ringsum abflußlose und in der Regel ungenügend bewässerte Becken ein. Die beiden größten dieser Bassins sind

die „Nackte Wüste“ (Descht-i-Lut) und die „Salz-Wüste“ (Descht-i-Kewir), die hintereinander in südöstlicher Richtung von Norden her bis zum Beginn der vom Golf von Oman her ansteigenden Ketten reichen und das iranische Hochland in zwei fast ganz von einander getrennte Stücke teilen. Abgesehen von einigen wenigen, etwas wasserreicheren Routen, die infolgedessen die seit Jahrtausenden begangenen großen Verbindungswege zwischen West- und Ostiran darstellen, ist die Kreuzung dieser im Durchschnitt mehrere hundert Kilometer breiten Wüstenzone nur unter großen Schwierigkeiten und Entbehrungen möglich.

Allen diesen abflußlosen Depressionen sind eine Reihe charakteristischer Züge in gleicher Weise eigentümlich. Aus den Bergketten und gebirgigen Gebieten, die sie rings umgeben, strömt in mehr oder weniger zahlreichen Adern ein größerer oder geringererer Wasservorrat von allen Seiten her in sie hinab. Die Flüsse und Bäche transportieren eine Menge verwitterten und zerriebenen Gesteinsschuttes hinab in die Ebene. Die gröberen Stücke bleiben nah am Fuß der Berge liegen; die kleinsten Teilchen gelangen schließlich so weit, wie das Wasser zur Zeit der Regen- und Schneeschmelze nur kommt. Da die Flüsse aber keinen Ablauf ins Meer haben, so bleibt dieser ganze Schutt der Gebirge auf dem Hochlande innerhalb der verschiedenen Muldenlandschaften liegen; er wächst immer höher, und während die Gebirgsketten sich von oben herab durch die fortgesetzte Verwitterung erniedrigen, hüllen die vom Wasser herabgeführten Schuttmassen ihren Fuss von unten her immer höher ein. Auf diese Weise kommt es schliesslich dazu, dass an vielen Stellen nur noch die obersten Gipfel, wie Klippen aus dem Meere, aus einer langsam von allen Seiten her gegen sie ansteigenden Schuttlandschaft emporragen. Die Binnenflüsse des inneren Persiens verlieren sich infolgedessen allesamt in diesen von ihnen selbst weit und breit aufgeschütteten Detritusmassen. Wo ihr Wasserreichtum grösser ist, als daß er einfach von der Verdunstung allmählich aufgezehrt werden oder anscheinend spurlos in den Erdboden hinein versickern könnte, entstehen am Tiefpunkt des Beckens salzige Sümpfe oder Seeen von verschiedenem Umfange. Manche Seeen existieren als Wasserflächen nur zur Hochwasserzeit, und ihr Boden ist in der trockenen Jahreszeit mit Massen weithin leuchtender weißer Salzausscheidungen bedeckt. Der größte dieser persischen Salzseeen ist der Urmia-See im westlichen Aserbeidschan. Sein Salzgehalt ist um ein

Mehrfaches größer, als das der Ozeane. Trotz seiner großen Ausdehnung, die dem 5—6fachen der Oberfläche des Genfer Sees gleich kommt, ist er im Verhältnis hierzu sehr flach, und seine Wassermasse macht nur ein Siebentel von der des Leman aus. Je nach der Jahreszeit ist das von ihm bedeckte Areal sehr verschieden groß. Noch beträchtlicher sind die jahreszeitlichen Schwankungen bei dem Hamun-i-Sawaran auf der Grenze zwischen Persien und Afghanistan, in den sich der größte der iranischen Binnenflüsse, der Helmand, ergießt. Südlich von Teheran bilden die vom Elbursgebirge herabkommenden Gewässer ein grosses, zwischen dem See- und Sumpfzustande wechelndes Salzwasserbecken: Darja-i-Nimek. Kur und Polwar bilden in der alten Landschaft Persis östlich von Schiras und Persepolis den großen Salzsee Bachtegan. Die Zahl der kleineren auf diese Weise entstehenden Wasserbecken ist sehr groß. An manchen Stellen, so namentlich in den beiden großen Wüsten, sickert die von den Bergen herabkommende Feuchtigkeit unterirdisch weiter, bis sie den tiefsten Punkt der Depression erreicht hat und dort in Sumpfbildungen zutage tritt. Allen diesen stehenden Gewässern ist ein meist sehr hoher Salzgehalt eigentümlich, wie das auch nicht anders möglich ist, da die im Erdboden von Natur enthaltenen Salze von den fließenden Gewässern in ihrem Laufe fort und fort ausgelaugt werden und bei der ununterbrochenen Verdunstung der auf dem Boden der Mulden sich sammelnden Salzlösungen eine sich immer stärker konzentrierende Sole entsteht. Für die Landeskultur sind diese Seen also, wenn man von der Salzgewinnung absieht, wertlos.

Die auf den Anbau des Bodens gegründete Kultur ist in Iran nur dort möglich, wo die Fruchtbarkeit der Erde durch fließendes Wasser aufgeschlossen werden kann. Die einzige Ausnahme von diesem Gesetz machen die beiden Küstenlandschaften am Kaspischen Meere: Gilan und Masanderan. Hier zieht sich das hohe, in dem 5500 Meter hohen vulkanischen Kegelberg Demavend gipfelnden Elbursgebirge in einem flachen westöstlich geschwungenen Bogen in einer Länge von über 400 Kilometern hin. Dieser hohe Wall fängt die von Norden her über den Kaspi streichenden und mit einer gewissen Feuchtigkeit beladenen Winde auf, und die abgekühlten Luftmassen lassen ihren Wassergehalt in Gestalt ausgiebiger Regen fallen. Masanderan und Gilan enthalten daher auch die einzigen wirk-

lichen Waldlandschaften Persiens und sind, infolge des Wasserreichtums, zwar äußerst ungesund, aber auch sehr fruchtbar.

Im Innern Irans sind die relativ wasserreichsten Teile 1) Aserbeidschan, 2) die zahlreichen Längstäler der westlichen Randketten zwischen dem Durchbruchstal der Dijala und den Quellen des Karun, 3) Die Landschaft nördlich des Elwendgebirges, von den Flüssen bewässert, die jenes entsendet, 4) Farsistan, die alte Persis, 5) Sejistan, d. h. das Gebiet am Hamun und der Mündung des Helmandflusses, 6) Die Täler der oberen Helmandzuflüsse, 7) Die lange Talspalte, durch die der Kabulstrom nach Osten, der Heri-Rud nach Westen fließt, 8) Die Umgegend von Meschhed, 9) Die Gegend unmittelbar südlich von Teheran. Von den vereinzelten, relativ wasserreichen Oasengebieten sind die wichtigsten die von Kirman und Jesd. In den angeführten Landschaften liegen ausnahmslos alle in alter oder neuer Zeit zu irgend welcher Bedeutung gelangten Städte Irans: im Westen Tabris, Urmia, Hamadan (Ekbatana), Ispahan, Kermanschah, Schuschter (etwas westlich davon das alte Susa, bereits im Alluvium des unteren Karun) Schiras, Persepolis und Pasargardae, Kandahar, Kabul, Herat, Meschhed, Teheran.

Im ganzen genommen reicht die in Iran vorhandene Wassermenge wohl kaum aus, um mehr als den zehnten Teil des Gesamtareals, selbst bei denkbar bester Ausnutzung aller vorhandenen Feuchtigkeit, zu kultivieren. Damit sind der Bevölkerungsvermehrung von vornherein starke Schranken gezogen. Lokale Verdichtungszentren können, wie oben bemerkt, freilich durch den Anbau von Baumwolle, Opium, Indigo und durch Zufuhr des nötigen Getreides von außen her entstehen; eine Bevölkerung von nennenswerter Dichtigkeit über das ganze Land hin aber niemals. An vielen Stellen versuchen es die Eingeborenen, durch unendlich mühsame Brunnengrabungen und weithin fortgeleitete unterirdische Kanäle den unterhalb der Erdoberfläche vorhandenen und an manchen Stellen nicht unbedeutenden Wasservorrat nutzbar zu machen. Im großen kann auch dieses System nirgends einen bedeutenderen Effekt hervorbringen. Trotzdem wäre es ein großer Fehler, die weltwirtschaftliche Wichtigkeit namentlich Persiens zu unterschätzen.

Die gegenwärtige Bedeutung der iranischen Länder beruht sehr viel weniger in ihrer Produktions- oder Aufnahmefähigkeit, als vielmehr auf ihrer eminenten Wichtigkeit als Durchgangs-

gebiete. Rußland wird heute durch Persien vom südlichen Ozean, durch Afghanistan von Indien geschieden. Es hat also heute in erster Linie ein Interesse an den von Norden nach Süden und Südosten über das iranische Plateau verlaufenden Straßenzügen. England dagegen, das eine Überlandverbindung zwischen seiner Mittelmeerstellung an der Landenge von Sues und seinen indischen Besitzungen erstrebt, ist wesentlich an den von Ost nach West resp. umgekehrt streichenden natürlichen Verkehrslinien interessiert: daher denn auch die englischen und die russischen Eisenbahnprojekte in Persien sich auf den entscheidenden Punkten beinahe rechtwinklig kreuzen. Rußland hat soeben mit dem Bau einer Bahn von Aschabad nach Meschhed begonnen: sie soll zunächst nach Sejistan und dann nach einem Hafen an der Straße von Hormus oder am offenen indischen Ozean, etwa Tschaubar, weiter geführt werden.

Der bequemste Ansatzpunkt für das von den Russen projektierte iranische Eisenbahnsystem liegt scheinbar bei Dschulfa am Araxes. Der auf diesen Punkt hinzielende Schienenstrang ist in Transkaukasien von Tiflis bis Eriwan bereits fertig gestellt. Von Tabris aus ergiebt sich zunächst eine Fortsetzung auf Teheran und eine andere in südöstlicher Richtung längs des Nordrandes des südlichen Randgebirgssystems. Im Osten Persiens wird aber Grösseres geplant*), dafür spricht vor allen Dingen die Erbauung der neuen eisernen Brücke über den Amu-Daja im Zuge der transkaspischen Bahn bei Tschardschui an Stelle des alten, hölzernen Schienenüberganges. Dieses Werk, dessen Kosten nicht genau bekannt sind, aber wohl an zwanzig Millionen Mark heranreichen, würde für die Eisenbahnverbindung **Turkestans** mit Rußland in wenigen Jahren nur noch eine geringe Bedeutung haben, da alsdann die Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent fertig sein und der ganze mittelasiatische Kolonialkomplex mit dem Mutterlande auf dem direkten Wege verbunden sein wird, der für alle auf dem rechten Oxusufer liegende Teile des Gebiets, d. h. die eigentlichen und einzig wertvollen, kürzer und billiger ist, als die komplizierte Route über den Kaspi und die transkaspische Wüstenbahn. Wenn also trotzdem die kolossale Oxusbrücke erbaut wird, so deutet das mit Bestimmtheit darauf hin, daß sich in einer nahen Zukunft irgendwo jenseits, d. h. südlich oder südwestlich des Stromes, eine neue und wichtigere Verbindungslinie an den alten Bahnkörper ansetzen wird, und diese kann der Natur der Dinge

nach nur zum südlichen Weltmeere führen. Wahrscheinlich wird man mit der persischen Ostbahn jenem Talzuge folgen, der in der Richtung von Aschabad auf Meschhed in Chorassan zwischen den Ketten des nördlichen Randgebirges mit leidlichen Steigungsverhältnissen hinaufführt. Einmal auf dem Plateau, hat die Eisenbahn mit keinen erheblichen Terrainschwierigkeiten mehr zu kämpfen, bis sie den südlichen Abstieg erreicht.

Will man mit der Ostbahn nicht mindestens auf der Hälfte der ganzen Strecke direkt durch die menschen- und wasserlose große Salzwüste, so muß man von Meschhed an fortgesetzt ziemlich nahe an der afghanischen Grenze bleiben, was den Engländern keine behaglichen Gefühle verursacht. Sejistan ist noch heute, obwohl nur ein Schatten seiner früheren Blüte, einer der zukunftsreichsten Bezirke Persiens, und für den Marsch auf Kandahar eine ebenso gute Operations- und Verpflegungsbasis wie die Fruchtebene von Herat gegenüber Kabul. Daß die Russen militärisch übermorgen Herat haben können, wenn sie es heute haben wollen, weiß jeder Mensch; sobald die Bahn durch Ostpersien von Meschhed soweit vorgerückt ist, daß sie in das Zuflußgebiet der Hamundepression eintritt, von wo sich die Marschstraße auf Kandahar eröffnet, kann man sagen, daß der Besitz Indiens für England erheblich unsicherer geworden ist.

Die Sache ist einfach. Wenn die Russen eine Armee in Herat und eine in Sejistan zum Vormarsch durch Afghanistan aufstellen können, so ist es ihnen ein Leichtes, jede von beiden so stark oder noch stärker zu machen, als das ganze brauchbare Material an Verteidigungskräften, das die Briten irgendwo vor oder hinter dem Indus oder den Suleimanketten formieren können. Sie haben dann die beiden Operationsbasen, jede durch eine unabhängige Eisenbahnlinie für den Nachschub von Truppen und Kriegsmaterial mit der Heimat verbunden, und sie können daher zuversichtlich darauf rechnen, die Engländer samt den Afghanen, falls diese sich wirklich jenen anschließen sollten, mit ihrer Masse zu erdrücken. Es ist doch kein Geheimnis, daß England es kaum fertig brächte, auch nur zwei Armeekorps europäischer Truppen aus indischen Beständen an die indische Grenze zu bringen, während die Russen, sobald sie mit ihrer Bahn in Sejistan sind, gut und gerne ebensoviel und mehr auf jede der beiden Marschstraßen mit den Zielen Kandahar und Kabul setzen und diese beiden Plätze einnehmen können, bevor

auch nur ein englischer Soldat aus dem Mutterlande mit einem Fuß im Bolan- oder Chaiberpaß steht. Wenn die Russen aber Kabul und Kandahar haben, so können sie in Ruhe abwarten, was weiter passiert. Daß von ihrer Seite die afghanisch-indische Frage ohne die zwingendste unmittelbare Veranlassung aufgerollt werden sollte, bevor die Eisenbahn in Sejistan ist, erscheint demnach als unwahrscheinlich. Ich halte auch dafür, daß die Frage der Besetzung eines Küstenplatzes innerhalb oder außerhalb der Straße von Hormus nur eine untergeordnete Rolle spielt gegenüber der politischen Wichtigkeit des Bahnbaues von Meschhed bis in den persischen Anteil am Hamunbecken hinein. Eine Flottenstation am Golf oder am offenen Ozean brauchten die Engländer wenig zu fürchten, denn weder könnten die Russen gegenüber der überlegenen englischen Seemacht eine Invasionsarmee von dort übers Meer nach Indien transportieren, noch könnten sie daran denken, in umgekehrter Richtung wie Alexander mit 100000 Mann zu Lande durch das einstige Gedrosien zu marschieren. Wenn sie einen persischen Hafen nehmen, so scheint es vielmehr wahrscheinlicher, daß sie Buschir besetzen als irgend etwas anderes, denn hier bekommen sie in dem mehr als 30 Millionen Mark betragenden Handel etwas wirklich Wertvolles unter ihren Einfluß, während ihnen Bender-Abbas, das in jeder Beziehung unbedeutend ist, weder militärisch noch kommerziell nützen kann, solange England zur See der Stärkere ist*).

Ob es überhaupt ohne die immensesten Schwierigkeiten möglich sein wird, die Gebirgsketten zwischen dem innern Plateau und der Südküste irgendwo mit einer Bahn zu überschreiten, steht noch dahin. Praktisch ausgeschlossen ist, nach dem Urteil von Kennern des Landes, die Eisenbahnverbindung vom Binnenlande her in der Richtung auf den heutigen Haupthafen Buchir.

Der Plan, dem England, das projektierte russische System durchkreuzend, nachgeht, ist nunmehr folgender: Von Quetta in Britisch-Beludschistan nach Kirman zu gehen; von dort über Jesd, Ispahan und Burudschird nach der Paßstraße von Chorremabad; durch diese dann hinab in die Ebene des Karun. Jenseits des Schatt-el-Arab soll die Linie die zukünftige Bagdadbahn kreuzen und womöglich deren Endpunkt am Golf von Kuweit selbst berühren. Durch die syrisch-arabische Wüste hindurch würde sie aldann in genau westlicher Richtung die Küste des

Mittelmeeres, den Suezkanal und das unterägyptische Bahnnetz erreichen.

Gegenüber diesen sich schneidenden Plänen der Russen und Engländer ist die Bedeutung der alten natürlichen Verkehrslinie, in deren Zug die einstige persische Königsstraße ging (über Meschhed, Hamadan, Susa, Babylon) stark in den Hintergrund getreten, und zwar in erster Linie durch die Zerreißung des früher politisch zusammengehörigen Gebietes in ein Reihe von verschiedenen Herren gehorchenden Territorien.

Welches von all den geplanten Bahnsystemen sich verwirklichen wird, hängt natürlich davon ab, ob die russische oder die englische Macht in politischer Beziehung die Oberhand erhält. In jedem Falle würden die materielle Zukunft und die Bedeutung Persiens für den Weltmarkt gegenüber den jetzigen Verhältnissen einen merklichen Aufschwung nehmen, wenngleich es als Durchgangsland nie mit den großen selbständigen Produktionsgebieten der Gegenwart und Zukunft: Indien, den Euphrat- und Tigrisgebieten und dem bewässerten Turkestan, wird in Wettbewerb treten können.

Zur Beurteilung der Frage, ob und in welchem Sinne Iran in Zukunft noch dazu berufen ist, einen Kulturfaktor innerhalb der Völker- und Länderbeziehungen der alten Welt zu spielen, ist es notwendig, sowohl die allgemeinen Lebensbedingungen auf seinem Boden als auch besondere Eigentümlichkeiten der Völker und Stämme, die es bewohnen, noch etwas näher zu beleuchten. Anders als in den Ländern Mitteleuropas und der übrigen unter ähnlichen klimatischen und historischen Bedingungen stehenden Erdstriche, hat es sich in Persien und seinen östlichen Nachbargebieten immer nur um ein Auf und Ab in der Bevölkerungszahl und der Landeskultur innerhalb gewisser nicht allzu weit schwankender Grenzen gehandelt. Der Reichtum des Landes beruhte, so weit er im Altertum vorhanden war, auf der politischen Herrschaftsstellung der Perser und Meder in Vorderasien. Die Persis, Susiana (das heutige Chusistan-Arabistan) und die eigentlich medischen Landschaften am Nordrande der südlichen Gebirgsketten, d. h. der Landstrich, der heute durch die Städte Hamadan, Sultanabad und Ispahan bezeichnet ist, waren ohne Frage im Altertum und noch tief bis in die Zeit des Kalifats hinein besser bebaut und bevölkert als heute, wie schon aus den uns erhaltenen arabischen Steuerlisten hervorgeht. Einen wirklichen Sturz hat die Kultur in der alten Land-

schaft Baktrien erlebt, d. h. dem heutigen Nord-Afghanistan, mit der einstigen Hauptstadt Baktra-Balch. Dorthin weisen ja überhaupt die Spuren der ältesten iranisch-arischen Kulturentwickelung hin. Dagegen wird sich behaupten lassen, daß Aserbeidschan, das alte Media Atropatene, heute höher in Kultur steht als im Altertum. Der Reisende in Persien macht häufig den Fehler, daß er die allgemeinen Zustände im Lande nach dem beurteilt, was er längs der großen Verkehrsrouten zu sehen bekommt. Wenn man sich aber näher umsieht, so erstaunt man, um wie viel besser bebaut und bevölkert die zur Seite liegenden Landschaften oft sind. Das kommt daher, daß die Gemeinden an den großen Straßen häufig von durchmarschierenden Truppen und Reisen offizieller Persönlichkeiten mit großem Gefolge dermaßen drangsaliert, zu Lieferungen an Verpflegung, Pferden, Bedienung u. s. w. genötigt werden, daß die Leute es vorziehen, sich nach Möglichkeit abseits von diesen Routen anzusiedeln. Andererseits ist aber der Verlauf der Straßen durch die Natur der Verhältnisse im ganzen Lande dermaßen festgelegt, daß es so gut wie unmöglich ist, unter den gegenwärtigen Verhältnissen die großen Verkehrslinien aus ihrer jetzigen Lage zu verlegen. Der Aufstieg durch die Paßlandschaften vom Meere und vom Tieflande her auf das Plateau folgt ausnahmslos den durch Jahrtausende hindurch als relativ gangbar erprobten Wegen, für die hier und da etwas, im ganzen sehr wenig, durch primitive Kunstbauten geschehen ist. Die Routen durch die Wüstengebiete sind durch die Wasserplätze gegeben. In den übrigen Teilen des Hochlandes sind aber derjenigen Punkte, an denen durch die Natur des Terrains in Bezug auf den Weg keine oder doch nur eine sehr beschränkte Wahl bleibt, so viele, daß es sich immer nur um relativ kurze Verbindungsstrecken zwischen diesen von vorn herein für den Durchgang des Verkehrs festgelegten Stellen handelt. Auf der ganzen 1200 Kilometer langen Strecke von Buschir über Schiras, Ispahan, Kaschan nach Teheran, die ich selbst im Frühling 1901 abgeritten bin, wüßte ich mit Ausnahme einer einzigen beträchtlicheren Gabelungsmöglichkeit nicht zu sagen, wie die Karawanenstraße durch die endlos langen, steppenhaften, von Kies und Ton erfüllten Mulden zwischen nahe einander hinstreichenden Bergzügen, durch die engen Flußtäler und die überwiegende Zahl der Zwischenpässe anders gelegt werden sollte, als sie jetzt tatsächlich läuft. Dasselbe gilt von der großen Mehrzahl der übrigen Landes-

routen. Andererseits ist es möglich, auf weite Strecken hin oft viele hunderte von Kilometern über den flachen Boden der von Schutt erfüllten Muldenlandschaften ohne jede künstliche Wegebauung nicht nur zu wandern und zu reiten, sondern sogar zu fahren.

Wie die Straßenzüge, so sind auch fast alle bedeutenden Ortslagen durch die Natur der Verhältnisse selbst gegeben. Eine ganze Reihe von Städten ist in ihrer Lage insofern durch rein hydrographische Erwägungen und Erfahrungen bestimmt, als bei allen aus dem Bergland herabkommenden Flüssen die beste Gelegenheit, durch Aufspaltung des Hauptwasserlaufs und Anlegung sich abzweigender Kanäle ein größeres Stück Kulturland zu schaffen, an bestimmte Stellen zwischen dem Austritt des Wassers aus den Bergen und seinem Sichverlieren nach dem Boden der Mulde zu technisch gebunden zu sein pflegt. Auf diese Weise sind unter anderen ihrer Lage nach bestimmt: Kirman, Meschhed, Ispahan, Schiras, Hamadan. Andere Plätze: z. B. Tabris, Kermanschah und Schuschter, verdanken ihre Entstehung dem Zusammentreffen bestimmter Verkehrsrouten an der fraglichen Stelle und sind in ihrer Blüte und ihrem Verfall daher wesentlich davon abhängig, wie stark dieser Verkehr ist. Tabris wird erst bekannt und volkreich, seit in der zweiten Hälfte der arabischen Epoche die Route durch Aserbeidschan nach Trapezunt sich zu einer der Hauptadern des Weltverkehrs entwickelt. Susa andererseits ist verschwunden und durch Schuschter nicht einmal annähernd ersetzt worden, weil die große Alluvialebene des Karun, die ähnliche Verhältnisse aufweist wie das benachbarte Babylonien, durch das Sinken der politischen Staatsgewalt den Einfällen der arabischen und lurischen Nomaden gegenüber jetzt schutzlos daliegt. Nur so lange sie, den natürlichen Verhältnissen entsprechend, von einer dichten, Ackerbau treibenden und wertvolle Plantagengewächse (Zuckerrohr) kultiveirenden Bauernbevölkerung erfüllt war, bildete der hohe Burgberg der Hauptstadt den natürlichen, selbstverständlich nach Möglichkeit befestigten und geschützten Mittelpunkt eines Kulturlandes. Zur Zeit der persischen Sefawiden-Dynastie im 17. Jahrhundert bewegten sich sowohl in der Richtung von den indo-belutschischen Wüsten als auch von Basra und von Buschir her bedeutende Handelsströme in diagonaler Richtung, nordwestwärts vom Schwarzen Meer, nordostwärts nach Merw, Buchara und Samarkand, durch Persien hindurch. Sie kreuzten sich bei Ispahan,

daher der Glanz dieser damaligen Hauptstadt des Reiches, von dem die abendländischen Gesandten jener Zeit nicht genug Rühmens zu machen wußten. Damals brachte der indische und mittelasiatische Handel großen Reichtum nach Persien. Mit der Verlegung der Handelswege begann er zu verschwinden. Der Feldzug Nadir Schahs zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach Indien und die gelungene Plünderung der Großmogulresidenz Delhi trieb dann abermals eine mächtige Flutwelle von Edelmetall ins Land, und von dieser jetzt bald 200 Jahre alten indischen Silberbeute hat Persien eigentlich bis auf den heutigen Tag geldwirtschaftlich gelebt. Erst die großen russischen Straßenbauten im Norden und vorher schon die Errichtung der anglo-indischen Telegraphenlinie von Dschulfa am Araxes über Teheran nach Buschir, endlich die relativ zahlreichen und finanziell gut dotierten europäischen Legationen in der Hauptstadt haben einen bei der annähernden Balance von Wareneinfuhr und Ausfuhr für das Land durchaus spürbaren Zufluß von Barmitteln aus dem Auslande (durch die gezahlten Arbeitslöhne und den sonstigen Aufwand) zur Folge gehabt. Die Menge des in Persien vorhandenen baren Geldes ist keineswegs so gering, wie die unordentliche Wirtschaft und die steten Finanzkalamitäten der Regierung den Anschein erwecken. Bei einer besser geordneten Verwaltung und bei verständigerer Verteilung der Steuern könnten die Staatseinahmen sehr bedeutend erhöht werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die Einwohnerzahl im Laufe des 19. Jahrhunderts merklich vergrößert hat; die verlassenen Dörfer an den großen Straßen, die flüchtigen Beurteilern immer von neuem Anlaß zu pessimistischen Äusserungen geben, dürfen aus dem vorhin genannten Grunde daran nicht irremachen. Es sind in vielen Gegenden gruppenweise ganz neue Dorfschaften entstanden, und vorhandene haben sich vergrößert. Die Abgaben werden aber immer noch nach einem lange veralteten Kataster eingetrieben, so daß Bezirke, die vor 70 Jahren beispielsweise für 10 Bauernhöfe zu steuern hatten, heute, wo sie vielleicht für 50 oder 100 Wirtschaften zu zahlen hätten, immer noch die Steuern nach dem alten Satz entrichten. Umgekehrt erliegen später verödete Gegenden einem jetzt unerschwinglichen Steuerdruck. Natürlich sind in der Regel nicht die Bauern die das Land beackern, sondern die großen und kleinen Grundherrn, denen es gehört, der gewinnende Teil, aber die großen Vermögen, die sie sich auf diese Weise ansammeln, sind

auf der einen Seite für den Staat auf regulärem Wege steuertechnisch überhaupt nicht faßbar, sondern höchstens durch die gelegentlich eintretenden regellosen und gewalttätigen Konfiskationen, und andererseits getraut sich bei der Unsicherheit der Verhältnisse niemand von seinem Vermögen eine andere Anwendung zu machen, als den fortgesetzten Ankauf von Immobilien. Womöglich wird dazu unbewässertes aber fruchtbares Land genommen und auf diesem eine Anzahl abhängiger Bauern, Pächter, Halbkörner und dergleichen angesetzt — was alles dem Staate aber gar keine oder viel zu niedrige Steuern einbringt.

Die Bevölkerungsverhältnisse Irans begreift man erst, wenn man bedenkt, daß von den 9 Millionen Einwohnern Persiens ca. 2 Millionen Nomaden sind, die größtenteils in einem sehr lockeren Abhängigkeitsverhältnis zur Regierung stehen. Im wesentlichen ist das Gebiet der halb unabhängigen Stämme heute immer noch dasselbe, wie zur Zeit des sinkenden altpersischen Reichs, nur daß es sich von seinem damaligen Zentrum, dem Gebirgslande an den Quellflüssen des Karun, jetzt, der noch weiter gesunkenen Autorität der Regierung entsprechend, nach allen Seiten, namentlich nach Süden und Nordwesten, ausgedehnt hat. 2 bis 2 $^1/_2$ Millionen beträgt auch die Zahl der Städtebewohner; der Rest, und das ist der in den letzten Jahrzehnten in sicherer Vermehrung begriffene Teil, entfällt auf die Landbevölkerung. Dieser Zustand, der in dem verhältnismäßig stabilen Einwohnerstand der Städte und der Vermehrung der Dorfschaften zum Ausdruck kommt, hat seinen Grund einerseits in der für persische Verhältnisse außerordentlich langen Epoche, die das Land im 19. Jahrhundert ohne innere Kriege und blutige Unruhen durchlebt hat; andererseits darin, daß es in Persien jetzt nur eine geringe, die Stadtbevölkerung nicht fördernde Handelsbewegung gibt. Für das Urteil über die Zukunft Persiens ist aber diese Tatsache, daß die Bevölkerung auf dem Lande steigt, von größter Bedeutung, denn sie legt Zeugnis davon ab, daß trotz aller scheinbar dagegen sprechenden Beobachtungen das iranische Volk in seinem Kern noch heutigen Tages gesund ist. Auch hier muß man sich hüten, sein Urteil nur auf Erfahrungen aufzubauen, die man an den Landstraßen und in den Städten, überhaupt an den Orten des größeren und großen Verkehrs macht. Die großen Städte sind im Orient noch mehr als im Abendlande Zentren der Zersetzung in physischem und moralischem Sinne. Sie sind es erstens schon wegen der unbe-

schreiblichen sanitären Mißstände, die in ihnen herrschen. Was soll denn daraus werden, wenn in Wohnplätzen, wo für zehntausende oder gar hunderttausende von Menschen, Generation um Generation, Speise für alle Leute und alles Vieh hineingebracht und nichts von den Abfallstoffen, die es dabei gibt, wieder herausgeschafft wird! Der Boden wird auf diese Weise schließlich dermaßen durchseucht, daß es nur durch den Gebrauch von draußen herzugeleiteten Trinkwassers noch erklärlich ist, wenn nicht unausgesetzte Epidemien oder endemisches Wüten von Typhus und ähnlichen Krankheiten alles, was Leben hat, hinwegrafft. In den Städten herrscht auch fast ausschließlich die entnervende Vielweiberei, der Genuß von Opium, Haschisch und ähnlichen, Gesundheit und Moral in gleicher Weise vergiftenden Ingredenzien.

Besondere Beachtung verdient endlich noch der Umstand, daß gegenwärtig ein großer, und wie Kenner der Verhältnisse versichern, sich immer noch vergrößernder Teil der Einwohnerschaft Persiens zur Sekte der Babis gehört. Man braucht nicht die öfters viel zu enthusiastischen Schilderungen neuerer englischer Reisender über ihren Aufenthalt unter den persischen Babis von Anfang bis zu Ende sich anzueignen, um doch das Urteil für berechtigt zu halten, daß der Babismus im Verhältnis zu der schiitischen Form des Islam, d. h. zu der offiziellen persischen Reichsreligion, einen großen Fortschritt zum Besseren bedeutet. Namentlich in der Achtung der Frau, in der Vorurteilslosigkeit gegenüber dem Fremden, speziell dem höhergebildeten und kultivierten Europäer, in der unverkennbaren größeren allgemeinen Strebsamkeit der Babis liegen gewisse Garantieen für eine erfreuliche Entwicklung des persischen Volkes in den vom Babismus stark durchsetzten Landschaften. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß der mystisch-schwärmerische Grundcharakter des ganzen iranischen Religionswesens auch den heutigen Babis eigentümlich ist, und daß sie z. B. auch nicht davor zurückschrecken, ihre religiösen Ekstasen durch Zuhilfenahme des Opiumgenusses mit hervor zu rufen.

Daß der iranische Bauer arbeitsam und unter Umständen fleißig bis aufs äußerste ist, daran wird keiner zweifeln, der die Bestellung der Felder und Saaten in Persien miterlebt hat. Technisch steht manches auf einer überaus primitiven Stufe, und die physische Leistungskraft des einzelnen Landmannes bleibt auch im Falle besonderer Anstrengung sehr merklich

hinter dem zurück, was der viel besser genährte mitteleuropäische Bauer fertig bringt, aber ich kann nach dem, was ich gesehen habe, keinen Unterschied zwischen der Arbeitsleistung finden, die z. B. der russische Bauer in vielen Gebieten des Zarenreiches durchschnittlich vor sich bringt, und dem, was der Perser leistet. Vollends die mit geradezu unglaublicher Mühe und Arbeit hergestellten stundenlangen unterirdischen Wasserleitungen (Kanats) braucht man nur gesehen zu haben, um den höchsten Respekt vor der Kunstfertigkeit und der Geduld zu bekommen, die solche Werke zuwege gebracht hat. Ich will zum Erweis dessen nur wiedergeben, was man mir, dem zu nächst natürlich Ungläubigen, von sehr vertrauenswürdiger Seite in Teheran erzählt hat: daß eine ganze Anzahl Kanats, deren Brunnenköpfe das unterirdische Wasser am Fuß der Vorberge des Elburs sammeln, in 70—80 Meter Tiefe unter der Hauptstadt hindurchgehen und ihren Inhalt weit südlich in der angebauten Ebene zutage treten lassen. Dabei sind diese Stollen nicht höher, als daß ein Mann gebückt in ihnen vorwärts schreiten könnte, und in kurzen Zwischenräumen müssen zur Herausbeförderung der ausgegrabenen Erde, zur Luftzuführung und zum Einsteigen bei der Reinigung, senkrechte Schachte von der Erdoberfläche bis auf den tief unten verborgenen künstlichen Wasserlauf hinabgeführt werden.

Im ganzen genommen kann ich also meine vielleicht von dem herkömmlichen Urteil über Persien etwas abweichende Ansicht dahin resumieren, daß der Entwicklungsfähigkeit des Landes zwar durch die Natur verhältnismäßig enge Schranken gezogen sind, daß aber trotzdem Land und Volk eine nicht unbedeutende und mit ihrer wachsenden Einbeziehung in den europäisch-abendländischen Kulturkreis sicher heraufziehende Zukunft haben.

Vom Standpunkt der deutschen Interessen aus wäre es unzweifelhaft ein großer Fehler, wenn man bewußt oder unbewußt, den persischen Markt als für uns nicht vorhanden ansehen wollte. Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen wird allerdings der Norden durchaus dem russischen Einfluß gehören, aber so lange noch nicht eine Eisenbahn aus Transkaukasien bis nach Tabris in Aserbeidschan geführt ist, kann der von Westen her auf den alten Wegen über Trapezunt und Bajaset eindringende Handel mit den russischen Waren auf dem Tabriser Markt ausgezeichnet konkurrieren. Das

Gleiche gilt für den Süden und Südwesten, der zur See über den Persischen Golf zu erreichen ist. Mindestens bis Kirman, Jesd, Ispahan, Hamadan und Kermaschah hinauf sind die mit Maultierkarawanen von Bender-Abas, Buschir und Schuschter, den Endpunkten des Wasserverkehrs, heraufbeförderten Waren den von Norden kommenden russischen Gütern in Bezug auf Absatzfähigkeit überlegen, und dies Verhältnis würde es nur teilweise alterieren, wenn eine nordpersisch - russische Bahn Dschulfa-Tabris-Teheran existierte. Diese Region würde allerdings in höherem Maße als bisher der russischen Industrie als Absatzmarkt anheimfallen, aber erstens scheint es bei der gegenwärtigen schwierigen Finanzlage Rußlands überhaupt fraglich, wann an die nicht einmal politisch, sondern nur kommerziell bedeutsame persische Westlinie herangetreten werden kann, und zweitens pflegen sich russische Unternehmungen überhaupt durch eine geringe wirtschschaftliche Konkurrenzfähigkeit auszuzeichnen.*) In Tabris, hart vor den Toren Rußlands, betrug die Gesamtsumme des russischen und westeuropäischen Imports für 1899/1900: 14 680 000 Reichsmark. Hiervon entfallen aber auf russische Erzeugnisse nur 3 960 000 Reichsmark gleich 27 %; alles andere kam aus Westeuropa. Insbesondere importierte Rußland nach Tabris 60 Proz. der Glasartikel, 16 Proz. der Baumwollenwaren, allen Zucker und alles Petroleum, dagegen fast garnichts an Tuch, Samt, Band, Streichhölzern, Wollen- und Seidenwaren. Von der Gesamtmenge der Manufakturen in Baumwolle, Tuch und Seide, die einen Importwert von 8504000 Reichsmark repräsentierten, entfielen auf Rußland bloß ca. 800000 Mark oder $9^1/_2$ Proz. des Wertes.

Die Hauptmenge des Importes an Manufakturen gehört also zur Zeit selbst in Tabris, so nahe es auch der russischen Grenze liegt, noch der westeuropäischen Produktion, und zwar vorzugsweise England, Deutschland, Österreich - Ungarn, der Schweiz und Holland. Man kann annehmen, dass der Wettbewerb dieser Länder, was die Kosten des Transports der Ware auf den Markt betrifft, annähernd unter denselben Bedingungen erfolgt. Vorausgesetzt, daß Deutschland nicht teurer produziert als seine Konkurrenten, handelt es sich also darum, geeignete Maßnahmen zu finden, durch welche die deutsche Ware in den Stand gesetzt würde, zunächst immer noch für Tabris-Adserbeidschan, das fast ein Drittel der Bevölkerung Persiens besitzt, an den ersten oder einen der ersten Plätze zu treten.

Der Weg ist nach einer Richtung hin durch die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse deutlich gewiesen. Der größte Teil der auf den Tabriser Markt kommenden westeuropäischen Waren wird nämlich nicht direkt von den Produzenten, sondern durch Vermittelung von Konstantinopoler Zwischenhändlerfirmen bezogen. Das trifft auf die Erzeugnisse aller oben genannten Einfuhrhändler gleichmäßig zu; mithin würde dasjenige Land, dem es zuerst gelänge, unter Vermeidung dieser Zwischenetappe direkte Beziehungen zu Tabris zu gewinnen, einen starken Vorsprung erlangen. Diesen Gedanken zu verwirklichen, muß also das Streben der deutschen Importeure sein; sie müssen suchen, direkt ab Fabrik in Tabris zu verkaufen. Findet sich hierzu ein gangbarer Weg, so ist der Vorteil Deutschlands entschieden.

Was die weiter nach Westen und Süden zu belegenen Teile Persiens betrifft, so ist auch hier die deutsche Konkurrenz sowohl mit Rußland als auch den andern westeuropäischen Einfuhrländern sehr wohl möglich Ein bis zu einem gewissen Grade hinderliches Moment gegenüber England ist nur der Umstand, daß Engländer zu 2—3 Proz. Geld erhalten, während der deutsche Satz 4—6 Proz. beträgt. Der russische Zinsfuß für Geld zu persischen Unternehmungen ist dagegen sogar 7—8 Proz. Die Fracht von Manchester und anderen westeuropäischen Häfen beträgt bis Buschir 35 Rubel für 1015 Kilo; die Fracht von Moskau bis Enseli dagegen 65 Rubel. Von Buschir bis Teheran kostet die Tonne 167,5 Rubel; von Enseli bis Teheran 71 Rubel — macht rund ein Verhältnis von 202,5 : 136. Ein Ballen von 5 Pud (85 Kilo, eine halbe Maultierlast) kostet von Manchester bis Teheran 16,30, von Moskau bis Teheran 11 Rubel an Fracht. Die Versicherung kostet von Manchester ¾—1 Proz., von Moskau 1¼ Proz. des Wertes; den Wert des Ballens im Durchschnitt zu 150 Rubel angenommen, zahlt also die russische Manufakturware etwa 8½ Proz. die westeuropäische 11¼ Proz. des Wertes an Frachtunkosten. Diese Differenz wird aber zu Ungunsten Rußlands ausgeglichen durch eine Reihe von Umständen, welche die russischen Fabriken zu bedeutend teurer Produktion zwingen, so sehr, daß überhaupt einzig und allein die staatliche Exportprämie von 5,40 Rubel pro Pud oder 27 Rubel pro Ballen die russische Ware in Persien als Konkurrentin Westeuropas in Betracht kommen lässt. Allerdings werden für Teheran und seine

nächsten Nachbarbezirke die Chancen der russischen Exporteure etwas günstiger, sobald die jetzt im Werke begriffene Reorganisation des Frachtverkehrs auf der fast ausschlieslich russischen Waren offenen Straße Rescht-Teheran in Wirkung getreten ist.

Gegenwärtig ist die handelspolitische Lage in Persien die, daß der englische Import, namentlich im Süden und im Zentrum, stark dominiert, daß aber Rußland mit allen Mitteln darauf hinarbeitet, den Absatz in Persien für sich zu erobern und zu monopolisieren. Deutschland ist demgegenüber selbstverständlich daran interessiert, daß Persien als freier und internationaler Markt erhalten bleibt — es wird aber seinerseits nur dann im Stande sein, positiv in diesem Sinne aufzutreten, wenn seine Interessen in Persien größere und offenkundigere Werte repräsentieren, als es heute der Fall ist. Wie ich schon früher ausgeführt habe, bietet das russische Schiffahrtsunternehmen nach dem Persischen Golf und die dadurch veranlaßte Störung des bisherigen englischen Handels- und Frachtmonopols für uns eine besonders gute Gelegenheit, dort im Süden durch schnelle Erringung eines Anteils am direkten Seeverkehr nach Buschir und Nachbarhäfen unsern Vorteil nicht nur im Warenimport selbst, sondern auch im Seetransportwesen wahrzunehmen. Was den Handel nach Westpersien anbetrifft, so hängt hier alles an einer einzigen notwendigen Arbeit, die getan werden muß, um uns in eine unzweifelhaft günstige Lage für die Erringung eines starken Anteils am Markt von Tabris zu versetzen. Diese Arbeit ist die mit verhältnismäßig geringen Kosten zu ermöglichende Fahrbarmachung der alten, wichtigen Karawanenstraße von Trapezunt am Schwarzen Meer bis Tabris. Das schwierigste Stück von Trapezunt nach Erserum ist seit Jahren türkische Chaussee und für den Wagenverkehr gut praktikabel. Die Strecke von Erserum bis Bajasid nahe der persischen Grenze, die ich zum Teil aus eigner Anschauung kenne, ist während des russisch-türkischen Krieges 1877/78 von den Russen zu Militär-Transportzwecken auch schon einigermaßen für Fuhrwerk benutzbar gemacht gewesen (jetzt ist sie es freilich nicht mehr); es verblieben demnach an eigentlichen Schwierigkeiten nur der Übergang über die Grenzketten westlich von Bajasid und die Berglandschaft von dort bis Choi in der Nähe des Urmiasees. Selbst wenn es aber einem uns unfreundlichen Einfluß gelingen sollte, den Arbeiten auf persischem Boden Schwierig-

keiten zu machen, so würde doch die Herstellung der Fahrbarkeit von Erserum bis an die Grenze, eine Sache von einigen Hunderttausend Mark, genügen, um für 90 Proz. aller Waren den Tabriser Markt von Westen vorläufig zu beherrschen. Auf diese Weise würde es gelingen, die schwer schädigende Wirkung, welche die Schließung des Transits durch den Kaukasus von Seiten der Russen für den Handel vom Schwarzen Meer nach Persien gegenwärtig ausübt, aufzuheben. Allerdings verfolgt die russische Politik das Ziel, Persien selbst solange ökonomisch nicht erstarken zu lassen, bis es reif für ein ähnliches Verhältnis zu Rußland ist wie Buchàra. Aber erstens ist die Sache noch nicht so weit, und sie rückt immer ferner, auf je größere Schwierigkeiten die Befriedigung der russischen Kapitalsbedürfnisse in Europa stößt; und zweitens können wir, die wir in Persien nicht die geringsten politischen, sondern nur wirtschaftliche Absichten zu verfolgen in der Lage sind — im Unterschied von den Engländern — doch bedeutend leichter unserm Handel neben dem russischen einen angemessenen Platz in Persien zu sichern hoffen*). Ich bemerke nur noch, daß ich, falls deutsche Handelskreise sich unter praktischen Gesichtspunkten näher für diese Anregung interessieren, in der Lage bin, noch speziellere Fingerzeige zu geben.

Politisch und militärisch wichtig, aber in bezug auf Wirtschaft und Verkehr noch fast ganz latente Größen, sind die beiden iranischen Ostlandschaften Beludschistan und Afghanistan. Das erstere ist bereits seit einer Reihe von Jahren von den Engländern stillschweigend in die indische Interessen- und Protektoratssphäre mit eingezogen worden. England hat hier das Dreieck Quetta—Kelat—Nuschki zur Basis seines weiteren Vorgehens nach Westen ausgestaltet. Von Quetta nach Nuschki ist gegenwärtig das Anfangsstück zur der geplanten Eisenbahnverbindung zwischen dem Industal und dem Suezkanal, quer durch Südpersien und Nordarabien, in Bau genommen worden. Gleichzeitig hat es die englische Diplomatie in Teheran durchzusetzen gewußt, daß der Schah die Erlaubnis zum Bau einer neuen anglo-indischen Telegraphenline von Nuschki über Kirman und Jesd nach Teheran erteilt hat. Diese Telegraphenlinie, die bis Jesd dem Zuge der zukünftigen indo-arabischen Bahn folgt, ist dazu bestimmt, den Bau dieser letzteren vorzubereiten. Eine der jüngsten militärischen Strafexpeditionen gegen unbotmäßige beludschische Stämme hat übrigens den Beweis geliefert, daß

eine für Truppenteile von einigen tausend Mann immerhin benutzbare Verbindungslinie zwischen der Küstenlandschaft Mekran, die zur Hälfte persisch ist, zur Hälfte zu Belutschistan gehört, und der Festung Jakobabad im Industal durch den Mulapaß existiert. Im übrigen kann das Schicksal der rückkehrenden Armee Alexanders des Großen auf der durch Süd-Beludschistan führenden Straße nur ein warnendes Beispiel für alle in dieser Richtung gehenden militärischen und sonstigen Pläne größeren Maßstabes sein. An bewässerbarem und fruchtbarem Lande ist ganz Beludschistan verhältnismäßig noch viel ärmer, als selbst Persien.

Afghanistan, im wesentlichen die alten Landschaften Drangiana, Arachosia und das Gebiet der Paropanisaden, scheint nach den wenigen guten Berichten, die wir über dies Land besitzen, besser bewässert zu sein, als der persische Teil Irans. Namentlich das System des Helmandflusses, der den kleinasiatischen Kisil-Irmak an Länge, Wasserreichtum und Menge der Tributäre übertrifft, scheint verhältnismäßig ausgedehnte kulturfähige Gebiete zu bewässern. Jedenfalls bedeckt das Gebiet der zu den Seeen und Sümpfen von Sejistan herabströmenden Flüsse gute drei Fünftel des Landes. Das Gebiet des Heri-Rud und der ganze Norden gravitieren mit ihrer Entwässerung nach Turkestan hin. Derjenige Teil Afghanistans, der durch den Kabulstrom und seine Zuflüsse sich nach Indien neigt, macht noch nicht ein Zehntel des Landes aus. Von den drei großen Straßen, die Afghanistan durchziehen, ist die über die Bamian-Pässe bereits erwähnt worden. Die andere setzt sich an der persisch-afghanischen Grenze in Heri-Rudtal an den von Meschhed herkommenden Weg an, vereinigt sich bei Herat mit der Route von Merw und läuft größtenteils im Stromtal des Heri-Rud nach Kabul weiter. Die dritte geht von Herat südwärts, umzieht in weitem Bogen, die Zuflüsse der Hamundepression samt und sonders kreuzend, das mittelafghanische Gebirgsland, überschreitet den Helmand und erreicht Kandahar, das vom Endpunkt der indo-britischen Eisenbahnen in Beludschistan nur wenig weiter entfernt liegt, als Herat von der letzten russischen durch einen Schienenstrang mit Merw verbundenen Grenzstation Kuschka. Die Route Merw—Herat—Kandahar—Quetta—Jakobabad—Schikarpur bietet auf absehbare Zeit hinaus die einzige Möglichkeit zu einer Verknüpfung des Eisenbahnnetzes der Russen in Turkestan mit dem Anglo-Indischen. Seitdem

die Erbauung der Bagdadbahn unter deutscher Führung in absehbare Nähe gerückt ist, arbeitet die russische Regierung, namentlich der gegenwärtige Finanzminister Witte, darauf hin, durch eine Verbindung der Endpunkte des turkestanischen und des indischen Netzes den zukünftigen Eisenbahn-Schnellverkehr zwischen Europa und Indien womöglich durch Rußland hindurch zu leiten, und wenn die Anzeichen nicht trügen, so sind nach dieser Richtung hin Verhandlungen im Gange. Eine einigermaßen direkte Linie zwischen Westeuropa und Indien würde hier allerdings nur unter Benutzung der Überfahrt über das Kaspische Meer entstehen. Die Verbindungen von Wien, Berlin und Moskau her würden sich etwa an der Mündung des Don ins Asowsche Meer treffen. Von dort ginge es auf der nordkaukasischen Bahn bis Baku, alsdann über den Kaspi nach Krasnowodsk und auf der mittelasiatischen Bahn nach Merw und weiter. Die Fahrzeit Berlin—Kalkutta betrüge auf dem Wege durch Afghanistan allerdings nur 9—10 Tage.

Immerhin würde die Erbauung einer britisch-russischen Eisenbahn durch Afghanistan die Teilung dieses Landes zwischen England und Rußland bedeuten und damit das bisher vermiedene unmittelbare Aneinandergrenzen der beiden Weltreiche.

Anmerkung: Arabien. Die arabische Halbinsel, durch ihre Größe wie durch ihre allseitige Abgeschlossenheit gegenüber der übrigen Welt, wie man oft gesagt hat, fast eher einem Erdteile als einem Lande vergleichbar, bildet rein geographisch genommen gleichfalls einen wichtigen Teil Vorderasiens. Im Altertum und Mittelalter sind auch politische und kulturgeschichtliche Einflüsse von ihr auf die Nachbarländer ausgegangen, die namentlich für die älteste Epoche, wie es scheint, in ihrer Bedeutung noch lange nicht genügend erkannt und gewürdigt worden sind. Es ist auch leicht möglich, daß Teile Arabiens bereits in naher Zukunft sich wiederum entwickeln werden; zum Teil ist das bereits jetzt durch die Beziehung der Westküste Arabiens zum Roten Meer, dieser Völkerstraße der Gegenwart, der Fall. Wenn erst die Bagdadbahn ihren Endpunkt am arabischen Ufer des persischen Golfs erreicht haben wird, wenn es vollends dahin kommen sollte, daß die geplante englische Bahn Nordarabien von Kuweit nach Port Said durchschneidet, so wird das eine starke Einwirkung auf die übrigen Teile des Landes gleichfalls zu äußern nicht verfehlen. Bereits Alexander der Große und die römischen Kaiser haben es versucht, Arabien in ihre politische Machtsphäre einzubeziehen. Die sassanidischen Könige von Persien sind mit ihren eben dahin gerichteten Bestrebungen weiter gelangt, als irgend eine andere vor ihnen in Vorderasien herrschende Macht; schließlich aber ist doch die stärkste Wirkung auf die Geschichte Westasiens und vieler noch weit über dessen Grenzen hinaus liegender Länderstrecken aus dem Innern der Halbinsel selbst hervorgebrochen. Daß dergleichen nicht denkbar ist ohne das Vorhandensein relativ bedeutender Menschenmassen, ist natürlich, und wir wissen auch, daß

es im Innern Landstriche von beträchtlicher Ausdehnung gibt, die bewässert, anbaufähig und gut bewohnt sind. Im großen und ganzen aber erlaubt es unsere jetzige Kenntnis des Landes kaum, über das Küstengebiet hinaus nähere Angaben zu machen. Für uns stellt sich heutigen Tages Arabien praktisch nicht als eine Einheit dar, sondern als eine mächtige, ungegliederte und zum größten Teil auch unbekannte Landmasse, an deren äußersten entgegengesetzten und durch weite Entfernungen von einander geschiedenen Enden sich gewisse Punkte von wachsender politischer Bedeutung befinden. Diese Punkte liegen an den beiden Ausgängen des Roten Meeres, an der Mündung des Schatt el-Arab, an der Straße von Ormus und am Golf von Oman: Suez, Bab el-Mandeb, Aden, Kuweit, Maskat. Ihre Bedeutung haben alle diese Plätze aber nicht durch sich selbst, sondern lediglich durch ihre Lage an wichtigen Punkten der großen Weltverkehrsstraßen. Insofern gehören sie größtenteils nicht eigentlich blos zu Vorderasien. Sie beherrschen den Meeresweg zwischen Indien und Ostasien auf der einen, Europa auf der anderen Seite. Die Häfen am arabischen Ufer des persischen Golfes haben ihre Bedeutung gleichfalls nur dadurch, daß sie wichtig sind für den schließlichen Austrag des russisch-englischen Gegensatzes über Persien, Indien und den zukünftigen Weltverkehrsweg der Bagdadbahn. Mekka und Medina endlich, die Geburtsstätten und religiösen Gravitationszentren des Islam, haben ihre Wichtigkeit gleichfalls nicht durch ihre Lage in Arabien', sondern als, man möchte sagen, zufällige Ausgangspunkte einer folgenschweren religiösen Entwickelung. Schon aus diesen Gründen kann hier, ganz abgesehen von der Beschränktheit des gebotenen Raumes, von diesen räumlich so ausgedehnten, sonst aber noch wenig ins Gewicht fallenden Stück Vorderasiens nicht ausführlicher gehandelt werden.

IV. Armenien und Kurdistan; Kleinasien.

Kleinasien oder Anatolien: Die Halbinsel hat 515000 Quadratkilometer, 9—10 Millionen Einwohner. Die Einwohnerzahl ist nur innerhalb ziemlich großer Fehlergrenzen gesichert. Vier Fünftel Mohammedaner; der Rest vorwiegend Griechen, Armenier, dazu verschiedene islamische Sekten. 9 Vilajets (Generalgouvernements): Chodawendikjar, die Inseln, Aidin oder Smyrna, Kastamuni, Angora, Konia, Adana, Siwas, Trapezunt. Die Mutessarifliks (Gouvernements) der Dardanellen und von Ismid stehen direkt unter der Zentralregierung; die Insel Samos ist ein christlicher Vasallenstaat. Städte: Smyrna 220000 Einwohner (die Hälfte Griechen), Maghnisa 40000 E., Brussa 60000 E., Skutari 80000 E., Angora 30000 E., Siwas 40000 E., Trapezunt 40000 E., Kaisarie 30000 E.

Armenien und Kurdistan: 230 000 Quadratkilometer; vor den letzten Armeniermassakres angeblich $2^1/_2$ Millionen Einwohner. Der direkte und indirekte Menschenverlust durch die Metzeleien der Jahre 1895—97 beträgt mindestens eine Viertelmillion. 5 Vilajets: Erserum, Mamuret-ul-Asis, Charput, Wan, Bitlis und Diarbekir. Städte: Erserum 60 000 E., die Doppelstadt Charput-Mesereh 40 000 E., Ersingian 30 000 E., Wan 25 000 E., Bitlis 15 000 E., Diarbekir 40 000 E.

Wenn man von Osten her über das iranische Plateau kommt und die in den beiden mächtigen Stöcken des Sahend und Savalan gipfelnde Landschaft Aserbeidschan erreicht hat, so baut sich westwärts hinter dem dunkelblauen Urmia-See eine zerrissene und vielgipflig geformte, wasserscheidende Gebirgskette empor, die den Randgebirgen im Süden, Norden und Osten Irans auf den ersten Blick zu entsprechen scheint. Überschreitet man aber die Kammhöhe oder ersteigt einen Gipfel dieses westlichen Grenzgebirges, so blickt man in eine Landschaft hinaus, die sowohl von der Tiefebene des Industals als auch von den Küstenebenen am Persischen Golf und am Kaspi als auch von den turanischen Steppen ausserordentlich verschieden ist. Nicht ein unabsehbares Tiefland oder eine Meeresfläche liegt hier jenseits der Wasserscheide, sondern ein neues, ja ein im Vergleich zu Iran noch mächtiger emporgebautes, von noch höheren Ketten durchzogenes Hochland: Armenien. Nur zunächst den Grenzen Persiens findet man noch ein Stück Bodenbildung, das eine starke Analogie mit den Verhältnissen Irans zu zeigen scheint, nämlich das abflußlose Becken des großen Sees von Wan. Im Unterschied von den niedrigen Ufern der ausgedehnten, aber flachen, von Salzen übersättigten Lagune von Urmia ist der von noch wenig angereichertem Salzwasser erfüllte See von Wan ein echter Alpensee. Mächtige Berge und steile Felsabstürze bilden entweder unmittelbar seine Ufer oder treten auf geringe Entfernung an ihn heran. Die absolute Höhe (1 650 m) übertrifft die des Urmia-Sees (1 220 m) erheblich; die Ausdehnung des Zuflußgebietes ist aber weit unbedeutender. Der See von Wan verdankt seine Entstehung einem ungeheuren vulkanischen Ausbruch an seinem heutigen Ostende. Dort erhebt sich als eine verhältnismäßig junge Bildung der breite, massige, auf seinem Gipfel einen Krater von 7 Kilometern im Durchmesser aufweisende Nimrud-Dagh. Das Emporsteigen dieses Vulkans hat aller Wahrscheinlichkeit nach erst das jetzige Becken des

Sees von Wan abgedämmt, denn westwärts von Nimrud-Dagh repräsentiert die große Ebene von Musch sicher nichts anderes als die ursprüngliche Fortsetzung eines breiten und tiefen Talbeckens, dessen äußerstes Westende von jeher der südliche Quellarm den Euphrat durchfloß. Der Kara-Su, der jetzt die Ebene von Musch durchströmt, hatte vor dem Emporsteigen des Nimrud-Dagh seine Quellen weit ostwärts in den Bergen nördlich, südlich und östlich von Wan; er muß dem Murad einstmals kaum weniger Wasser zugeführt haben, als dieser selbst besaß. Dann erfolgte der große Ausbruch; der größere östliche Teil des Talbeckens wurde durch den Nimrud-Dagh abgedämmt und in ein abflußloses Becken verwandelt; die bisherigen Tributäre des Kara-Su ergossen sich nunmehr konzentrisch in den neugeschlossenen Hohlraum hinein und füllten ihn so weit an, bis der Betrag der jährlichen Verdunstung dem des zuströmenden Wassers die Wage zu halten begann. Auf diese Weise ist der See von Wan entstanden. Würde das Wasser seiner Zuflüsse hinreichen, den Spiegel noch um 15—20 m zu heben, so würde er südwärts überfließen und einen Abfluß durch den Chisan-Tschai in den Bohtan-Su und den Tigris senden. Geologisch gesprochen, kann der ganze Vorgang der Seebildung noch nicht vor sehr langer Zeit geschehen sein, denn das Wasser des „Meeres von Wan“ besitzt einen viel geringeren Salzgehalt, als z. B. das der Ozeane. In der flachen nordöstlichen Verlängerung des Beckens, dem sogenannten See von Ardschisch, ist es stellenweise so wenig salzig, daß man es zur Not trinken kann. Nur eine einzige Fischart lebt im See, sie wird (armenisch) Tarech genannt.

Rund um den See von Wan liegen auf den schmalen Uferebenen zwischen dem Gebirge und dem Wasserspiegel mehrere alte Städte. Die älteste von allen ist Wan selbst, mit seiner Zitadelle auf einem steil aus der Ebene emporragenden Felsblock gelagert. Gleich den übrigen Felsinseln im See war auch der Burgfelsen von Wan sicher einstmals von den Fluten umspült, bis ihn die Ablagerungen der von Osten her einmündenden Flüsse allmählich landfest machten. Im Altertum hieß die Stadt Tuspa, daher der Name des Sees in der antiken Geographie: Lacus Thospitis. Wan-Tuspa war die Hauptstadt des Reiches von Urartu, dessen Name auch in der alten Volksbezeichnung der Alarodier, in dem Berg- und Landschaftsnamen Ararat an den nördlichen Zuflüssen des oberen Tigris und in der großen Ebene

am Fuß des Doppelvulkans Massis am mittleren Araxes fortlebt. Das Volk von Urartu waren aller Wahrscheinlichkeit nach jene Chalder, deren alte Kultur und Herrschaft erst in den allerjüngsten Tagen durch die Erforschung der Denkmäler ihres Landes ans Licht zu treten beginnt.

Das Alpenbecken des Sees von Wan ist, wie gesagt, eine Art Übergangsglied zwischen den flachgeböschten abflußlosen Depressionen auf dem iranischen Plateau mit ihren Salzwasserlachen, Salzsümpfen, Sand- oder Tonwüsten auf dem Grunde, und den ihren Wasserreichtum zum Meere hin entsendenden Hochgebirgslandschaften des übrigen Armeniens. Jenseits der wasserscheidenden Gebirge, die den See im Süden, Osten und Norden umgeben, strömen die Quellen und Bäche durch den Tigris und den Murad-Arm des Euphrat zum Indischen Weltmeer. Nach Norden und Süden ist das armenische Hochland begrenzt durch das pontische Randgebirge und durch die Ketten des hohen Taurus. Zwischen ihnen baut es sich, gleichsam in breiter Masse emporgehoben, in die Höhe, von wild zerrissenen Massen kreuz- und querlaufender Gebirgszüge und mächtigen, isolierten Bergstöcken erfüllt. Nordwärts stürzt es steil zum Schwarzen Meer und zu den Talebenen des Rion und der Kura, südwärts zu einer hügeligen Vorstufe des mesopotamischen Niederlandes ab; nur gegen Osten geht es allmählich in die Hochebene der anatolischen Halbinsel über. Der Tschoroch und der Araxes verlassen es gegen Norden und Osten, der Murad und der Frat, zum Euphrat vereint, gegen Süden. Durch wilde Schluchten und Stromengen brausen diese großen Gewässer Armeniens von ihren hohen Quellgebieten zur Tiefe hinab.

Die natürliche Gestaltung des Bodens macht Armenien zu einem Durchzugsland, und diese geographische Besonderheit bedingt auch seine historischen Schicksale wie die der Völker, die es bewohnt haben und bewohnen. Es schiebt sich mit seiner Masse mitten ein zwischen das seit Urzeiten von den aus Innerasien hervorkommenden Völkern durchzogene Iran auf der einen und die großen reichen, viel umkämpften und viel begehrten Kulturgebiete, die auf der Grenze von Morgen- und Abendland rund um das Ägeische und am Nordrand des östlichen Mittelmeerbeckens gelagert sind, auf der anderen Seite. Zwei parallele natürliche Straßenzüge ziehen mitten hindurch. Der nördliche bildet die Fortsetzung des großen, durch Nord-Iran west-

wärts gerichteten Völker- und Handelsweges, an dem Teheran und Tabris liegen. Zwischen Diadin und Choi überschreitet er das iranisch-armenische Grenzgebirge, gewinnt alsbald die Ebene des oberen Murad, die alte Landschaft Alaschkert, und läuft westwärts über die leichten Pässe von Delibaba und Devebojun zu den Quellen des Frat, der hier gewöhnlich Kara-Su genannt wird. Hier liegt der wichtigste Platz auf dem ganzen Straßenzuge westwärts von Tabris: Erserum, einst Theodosiopolis, der „Schlüssel von Anatolien", das alte Hauptbollwerk von Rom und Byzanz gegen Osten. Erserum beherrscht die Straßen nach Iran, nach Trapezunt an der Küste des Schwarzen Meeres und nach Anatolien. Dies ist der nördliche der beiden Wege durch Armenien. Der südliche läuft zunächst am Südufer des Sees von Wan entlang. Über den Paß des Koturtschai gelangt man von Urmia und Salmas nach Wan und verläßt die Seelandschaft durch die schmale Lücke zwischen dem Nimrud-Dagh und den Vorketten des Taurus. Nun nimmt die Ebene von Musch den Weg auf. Jenseits des Murad wird das Terrain sehr schwierig und die Straße zieht sich eine Anzahl Tagereisen weit fernab von dem unpassierbaren wilden Stromdefilé durch öde Gegenden westwärts, bis sie die reich bewässerte, rundum geschlossene, der Landschaft um Musch ähnliche Ebene von Tschabaktschur erreicht, dem Anschein nach ein früheres Seebecken. Hier treten südlich die Hauptkette des Taurus, nördlich ein vom Bingöl-Dagh ausstrahlender Gebirgszug so nahe aneinander heran, daß nur ein ganz enger Spalt zwischen ihnen übrig bleibt. Durch diesen braust das grüne Wasser des Murad-Su abwärts, und an der Stelle, wo sich die Straße von der Höhe ins Stromtal hinabsenkt, beherrscht ein hoher steiler Basaltkegel den Ausgang aus dem Defilé. Auf ihn und um ihn ist die wichtige Stadt Palu gebaut, wahrscheinlich das Kitharizon der Byzantiner. Wer diesen Platz besitzt, kann die südliche Straße durch Armenien nach Belieben öffnen und schließen. Jenseits der Enge von Palu erweitert, verflacht und öffnet sich das Land gegen Anatolien hin. Dort liegen im Grenzgebiet zwischen der kleinasiatischen Halbinsel und Armenien die beiden wichtigen Plätze Charput und Malatia.

Auf den beiden Straßen durch Armenien sind alle Völkerstürme ihre Bahn gezogen, die seit der Zeit der Kimmerier im 7. Jahrhundert v. Chr. bis auf die Osmanen von Iran her gegen den Westen vorgebrochen sind. Weil aber das Ziel, das

sie lockte, erst in der Ferne gegen das Abendland hin lag und das armenische Land selbst sie zum Bleiben nicht einlud, so sind sie hier allesamt bloß hindurchgestürmt, ohne zunächst festen Fuß zu fassen. Das und die große Unzugänglichkeit der meisten seitwärts von den beiden großen Durchgangsrouten gelegenen Gebiete bildet den Hauptgrund dafür, daß die armenische Nationalität sich im Gegensatz zu den meisten ihrer Nachbarn $2^1/_2$ Jahrtausende hindurch trotz aller Schläge, die sie betroffen haben, lebenskräftig erhalten hat.

Geschichtlich und geographisch bildet das Herz von Armenien die große von Araxes durchflossene Ebene im nördlichen Teil des Landes. An zweiter Stelle steht das nur durch den leicht zu umgehenden Nimrud-Dagh getrennte Doppelbecken von Wan und Musch; an dritter die Reihe der Tallandschaften südlich vom Aghri-Dagh, von Alaschkert bis Erserum. Diese Zersplitterung Armeniens in eine Anzahl getrennter Fürstentümer und Feudalherrschaften ist fast zu allen Zeiten eine Hauptwurzel des Unglücks für Land und Volk gewesen, und so wie auf der einen Seite die Bodenbeschaffenheit Armeniens das Volk der Armenier als solches erhalten hat, so hat sie durch die bedingte geschichtliche Entwicklung der Verhältnisse es andererseits auch mit sich gebracht, daß diese armenische Nationalität jetzt wenn auch nicht innerlich, so doch äußerlich von einem gewissen Auflösungsprozeß bedroht ist. Zwar hinterließen die meisten Eroberungen des Landes so gut wie gar keine dauernden nationalen Spuren, und auch die türkischen Schwärme, die seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung Armenien überfluten, stürmten zunächst nur verwüstend und plündernd hindurch, aber danach griffen doch sowohl die seldschukische als auch später die osmanische Herrschaft, sobald sie sich auf der kleinasiatischen Halbinsel konsolidiert hatten, politisch und national nach rückwärts, um das wichtige Durchgangsland zwischen dem östlichen und westlichen Teile Vorderasiens zuverlässig in der Hand zu behalten. Namentlich die osmanischen Türken machen jetzt in den Städten Armeniens einen sehr starken Bestandteil der Bevölkerung aus, und in manchen Gebieten finden sich jetzt schon sogar ziemlich kompakte Massen türkischer Dorfbewohner auf altarmenischem Gebiet. Weit verhängnisvoller noch als diese türkische Invasion ist aber für das Armeniertum das fortgesetzte Eindringen kurdischer Stämme in das Land geworden. Die fortdauernde Ver-

größerung des national-kurdischen Gebietes ist überhaupt ein wichtiges Kapitel aus der Völkergeschichte Asiens während der letzten Jahrhunderte, so daß es wohl nötig ist, hierüber einige Worte zu sagen. Anfänglich wird als Kurdistan (Gordyene) nur ein verhältnismäßig kleines Gebiet an den nördlichen Quellflüssen des oberen Tigris bezeichnet. Dort fanden die 10000 Griechen den feindlichen, von der persischen Regierung unabhängigen Volksstamm der Karduchen. Diese Karduchen sind offenbar die Vorfahren der heutigen Kurden. Ob die unbotmäßigen Stämme, von denen aus der Zeit des niedergehenden persischen Reiches berichtet wird, daß sie in dem Gebirgslande zwischen Babylonien und den Residenzen auf dem Hochlande des inneren Iran gesessen hätten, schon damals kurdisch oder mit den Kurden nahe verwandt gewesen sind, ist nicht bekannt. Heute dagegen reicht das von kurdischen Stämmen bewohnte Gebiet einerseits bis tief nach Persien und zu den Quellflüssen des Karun hinunter, andererseits erstreckt es sich bis in das russische Transkaukasien, bis in das Quellgebiet des Kisil-Irmak (Halys) und bis in die Täler des cilicischen Taurus hinein. Das Zentrum der ungemischten kurdischen Bevölkerung liegt heute noch vom Flußgebiet des Bohtan-Su, wo Xenophons Karduchen saßen, bis jenseits Sena oder Sana, zwischen dem See von Urmia und Kirmanschah. Von dort ist das Kurdentum seit Jahrhunderten im beständigen Ausgreifen nach allen Richtungen und in starker Vermehrung begriffen. Sogar in der fruchtbaren Ebene von Surudsch, im nordwestlichen Winkel Mesopotamiens, habe ich Dutzende kurdischer Dörfer getroffen, und die als irreguläre berittene Miliz (Hamidié) organisierten kurdischen Wanderstämme beherrschen, zum äußersten Schaden der Kultur, das platte Land von Norden und Osten her bis unmittelbar vor die Tore von Mossul, ja sie sind im ganzen nördlichen Teile Mesopotamiens in stetem Vordringen gegen die bisher in der Ebene allein herrschend gewesene nomadische und halbnomadische arabische Bevölkerung begriffen.

Auch im eigentlichen Altarmenien schieben die Kurden sich fortgesetzt und in steigender Zahl zwischen die eingeborene Bevölkerung ein, und die Regierung tut ihrerseits alles Mögliche, um diesen Vorgang zu begünstigen und zu beschleunigen. Das Gebiet, das sie auf diese Weise an sich reißen, besteht nicht etwa aus fruchtbaren und kultivierten Talebenen, als den von alters her zum Ackerbau geeigneten Landstrichen, sondern

aus den ausreichend bewässerten und zur Weide benutzbaren Berglandschaften. Der Beruf des freien Hirten, der jeden Augenblick in den des Kriegers übergehen kann und übergeht, ist es, was den Kurden lockt; hinter dem Pfluge zu gehen, zu säen und zu ernten, dünkt ihm eher etwas weit Verächtlicheres. Andererseits hat aber in früheren Zeiten auch ein sehr großer Teil der armenischen Bevölkerung neben dem Ackerbau auch von Viehzucht existiert, indem sie die für die Feldkultur nicht geeigneten bergigen Gegenden ihres Landes ausnutzte. Auf diese Weise kann man es jetzt auf einer Reise durch Armenien beobachten, daß in den alten Ackerbaugebieten eine geknechtete verarmende, armenische Bauernbevölkerung sitzt und daß sich das Kurdentum durch Occupation der räumlich weit ausgedehnteren bergigen Distrikte wie ein Meer um die armenischen Inseln herum ergießt. Die Folge davon ist eine stets stärker und stärker werdende Auswanderung der Armenier aus ihrem alten Stammgebiet. Während der Periode der letzten Massacres 1895—97 haben ca. 60000 Armenier ihre Heimat verlassen und sind größtenteils über die russische Grenze zu ihren Stammesgenossen im transkaukasischen Teil Armeniens gezogen. In ähnlicher Weise findet die Abwanderung der Armenier nach Westen in die kleinasiatische Halbinsel und in die großen levantinischen Hafen- und Handelsplätze statt. In politischer Beziehung können sich eines Tages die Folgen des Überhandnehmens der Kurden für die Türkei noch unangenehm bemerkbar machen, denn die Achtung der großen und kleinen kurdischen Häuptlinge vor der Autorität der Zentralregierung in Konstantinopel ist eine höchst fragliche, und mit welchen Schwierigkeiten militärische Expeditionen in jenen Gebieten verknüpft sind, das haben die Feldzüge in Kurdistan in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts, an denen Moltke als Offizier in türkischen Diensten hervorragend beteiligt war, zur Genüge gezeigt.

Geographisch betrachtet, ist der Begriff Kurdistan fast ebenso schwer zu definieren, wie ethnographisch. Vor der Epoche der letzten Armenierverfolgungen in der Türkei zählte man von den fünf östlichen Vilajets die beiden südlichen, Bitlis und Diarbekir, offiziell zu Kurdistan und die drei nördlichen zu Armenien. Jetzt ist die letztere Bezeichnung überhaupt verpönt. Armenien im historischen Sinne reicht südwärts bis an die Grenze der mesopotamischen Ebene, ja sogar noch etwas in diese hinein,

denn Nisibis war Jahrhunderte lang die südlichste armenische Stadt. Geographisch bildet dagegen alles, was südlich vom Taurus liegt, eine Welt für sich. Am besten tut man, die Bezeichnung „Kurdistan" zu anderen als ethnographischen Zwecken überhaupt zu vermeiden, oder sie auf dasjenige kleine Gebiet zu beschränken, das innerhalb des hohen, von wilden und schwer zugänglichen Gebirgen erfüllten Dreiecks zwischen der Tauruskette südlich des Sees von Wan und den iranischen Grenzgebirgen westlich des Urmiasees liegt. Hier, in den Landschaften Bohtan, Schirwan nnd Hakkiari, in welcher letzteren übrigens auch eine nicht geringe Anzahl halb unabhängiger dem Namen nach christlicher Aramäer wohnt (sogenannte Nestorianer), ist ja auch die eigentliche Heimat des kurdischen Volks. Der Bohtan-Su und die Quellflüsse des oberen Sab entwässern diese wilden Landschaften zum Tigris hin, und es gibt von hier nur beschwerliche Gebirgspfade in das Becken von Urmia und nach Wan. An Verbindungen zwischen dem armenischen Hochlande und Mesopotamien existieren eigentlich nur zwei. Die eine läuft durch eine tiefe Scharte in dem Tauruswall, an deren oberem Ende die Quellen des Bitlis-Tschai auf einer vulkanischen Hochebene liegen, von deren höchstem, wasserscheidenden Punkt man in geringer Entfernung den Spiegel des Sees von Wan erblickt und diese verhältnismäßig bequeme Straße sind auch die 10 000 Griechen gezogen; der zweite Übergang über den Taurus windet sich in eine Reihe weit schwierigerer Passagen zwischen der Bergwerksstadt Arghana-Maden und Charput über das Gebirge; er ist in jüngster Zeit von der türkischen Regierung fahrbar gemacht worden und vermittelt den Verkehr auf der wichtigsten Kommunikationslinie des Reichs von Konstantinopel, resp. Samsun über Malatia nach Diarbekir, Mossul und Bagdad. Für die dereinstige Erbauung einer Eisenbahn kommt, wenn anders die Kosten nicht zu hoch werden sollen, wohl eher der Paß von Bitlis in Betracht. Nordwärts vom Hochlande hinab führt auf türkischem Gebiet als wichtigste Passage die Straße Erserum-Trapezunt.

Armeniens Charakter als Passagegebiet hat von jeher die militärische Bedeutung des Landes zu einer außerordentlich großen gemacht. Für die Zukunft handelt es sich dabei fast ausschließlich um das russische und das türkische Interesse. Die Russen haben mit großem Aufwand an Zeit und Kosten ihren Anteil an Armenien von allen Seiten her durch bedeutende

und solide Straßenbauten bequem zugänglich gemacht; sie haben in letzter Zeit sogar ihr Eisenbahnnetz bis in das Herz Armeniens, nach Eriwan und Kars, vorgeschoben und sie hegen die Absicht, die eine dieser Linien in der Richtung auf Tabris in Persien, die andere auf Erserum fortzusetzen, sobald es die Gunst der Umstände gestatten wird. Der Besitz des gesamten armenischen Hochlandes bis an seine natürliche Südgrenze, den Taurus, würde die Stellung Rußlands in Vorderasien von dieser Seite her zu einer schlechthin unangreifbaren machen. Es ist daher sehr erklärlich, daß sich die russische Politik mit allen Mitteln und am Ende erfolgreich dagegen gesträubt hat, daß die Trace der geplanten Bagdadbahn auf der Linie Charput-Diarbekir all zu nahe an dieses ihr besonderes Interessengebiet herangeführt würde, und man wird nicht fehl gehen, wenn man in der schließlichen Abänderung des Projekts auf die jetztbeschlossene Südlinie hin eine Rücksichtnahme auf den russischen Standpunkt erblickt.

Anatolien. Während, wie gesagt, in der Richtung nach Süden der Taurus eine scharfe Grenzscheide zwischen zwei ihrer Natur nach ganz verschiedenen Regionen bildet, dem Hochlande und der bergigen Vorstufe des mesopotamischen Niederlandes, gehen in der Richtung nach Westen hin Armenien und Anatolien derart in einander über, daß es kaum möglich ist, eine natürliche Grenzlinie zu ziehen. Will man durchaus eine solche haben, so kann es vielleicht noch am ehesten die Wasserscheide zwischen dem Euphrat auf der einen, dem Kisil-Irmak und dem cilicischen Dschihan auf der anderen Seite sein, obwohl diese Scheidelinie weder deutlich noch genau ist. Die bekannte Angabe, die Halbinsel Kleinasien werde im Osten begrenzt durch eine Linie vom Golf von Alexandretta nach Trapezunt oder Batum, ist im großen und ganzen ja auch zutreffend, aber im einzelnen bedarf sie mehrfacher Berichtigung. Die alte römische Ausdrucksweise „Asien bis an den Taurus“ ist wenigstens für die ganze Südhälfte der östlichen Begrenzung Anatoliens das Richtigste, denn die flache cilicische Küstenniederung gehört ihrem ganzen Charakter nach überhaupt nicht zur Halbinsel, ist auch größtenteils ein verhältnismäßig sehr junges alluviales Produkt der hier von Taurus und Antitaurus herabkommenden Flüsse. Im Vorbeigehen sei auch noch des öfters begegnenden Mißbrauches Erwähnung getan, wonach der Name Kleinasien überhaupt nicht scharf auf die Halbinsel begrenzt, sondern auch noch auf be-

liebige Gebiete weiter nach Osten zu ausgedehnt wird, mitunter selbst auf Mesopotamien und Syrien. Es wäre nicht nötig, diese Gedankenlosigkeit erst noch als solche zu kennzeichnen, wenn sie uns nicht bisweilen auch unter Gebildeten oder wenigstens solchen, die es sein wollen, begegnete.

In Bezug auf die Bodenplastik ist das Gesamtbild der Anatolischen Halbinsel wesentlich einfacher, als der verwickelte Aufbau des Armenischen Hochlandes. Mit einer gewissen Generalisierung kann man es als ein Hochland von 1000 Metern mittlerer Erhebung, das von Randgebirgen umgürtet wird, charakterisieren. Die Gebirgsumrandung ist im Norden und Süden deutlich; im Westen teils von Natur nie in derselben Weise vorhanden gewesen, teils durch die Wirkung der zum Ägäischen Meere hinabeilenden Flüsse im Laufe der Zeit zerstört. Diese westlichen Flußtäler bilden eine Reihe bequemer allmählich ansteigender Zugänge auf das innere Hochland hinauf. Sieht man von dem Euphratsystem als zu Armenien gehörig ganz ab, so ergeben sich in Anatolien drei Entwässerungsgebiete: das des Schwarzen, des Ägäischen und des Mittelländischen Meeres, sowie eine zentrale abflußlose Depression. Zum Gebiet des Schwarzen Meeres gehören die großen Flüsse Tschoroch, Jeschil-Irmak, Kisil-Irmak und Sakaria, die mit Ausnahme des ersten allesamt in engen, für den Verkehr unbrauchbaren Defileeen die von der Küste her aufsteigenden Randgebirge durchbrechen. Die Verbindungswege zwischen dem Meer und der Hochebene müssen daher das Gebirge auf verhältnismäßig gering eingesattelten Pässen übersteigen: so namentlich die beiden großen fahrbaren Straßen Trapezunt-Baiburt-Erserum und Samsun-Amasia-Siwas, um von den anderen minder wichtigen Routen abzusehen. Sehr anders liegen die Dinge, wie bereits bemerkt, im Westen, wo die große Verkehrsstraße (heute Eisenbahn) von Konstantinopel-Ismid (Nikomedien) und Brussa nach Angora ganz und gar in den Talrinnen der Flüsse verläuft. Ebenso benutzte und benutzen die beiden südlicheren Straßen von Smyrna-Magnesia und Milet-Ephesus her die Flußtäler, die hier gleichfalls so bequem sind, daß jetzt je eine Eisenbahnlinie mit ihrer Hilfe unschwer das Hochland erreicht. Ähnlich wie im Pontischen Randgebirge, so spielen auch in der südlichen Gebirgsumwallung Kleinasiens die Flußtäler dagegen wiederum eine verhältnismäßig geringe Rolle für den Verkehr. Die beiden wichtigsten Pässe über den cilicischen Taurus (die weiter östlich gelegenen Küstengebirge sind

überhaupt noch sehr unbekannt und jedenfalls wenig wegsam) die Straße von Konia und Karaman nach Selefke (Seleucia), die von den Kreuzfahrern viel benutzt wurde, sowie die berühmten „cilicischen Tore" (heute Gülek-Boghas) benutzen nicht die großen Flußtäler und übersteigen die eigentliche Wasserscheide weit seitwärts von diesen. Es hängt das damit zusammen, daß in diesem Teil des Taurus gewaltige Bruchspalten das Gebirge quer durchsetzen und daher die Wasserscheide gegen den Euphrat, den Kisil-Irmak und das abflußlose Gebiet weit nördlich vom Kamm des Gebirges liegt.

Auch auf dem Hochlande selbst ziehen die Straßen seitab von den Flußtälern über das Plateau, was schon auf den ersten Blick in der eigentümlichen Tatsache zum Ausdruck kommt, daß unsere Karten von Kleinasien bis auf die neueste Zeit weite Strecken der Flußläufe im Innern nicht anders als punktiert zu zeigen in der Lage waren. Die beiden Ansatzpunkte für das natürliche Straßennetz Kleinasiens sind von Osten her: 1. Ersingian, das in der Verlängerung der über Erserum kommenden Route liegt, und 2. Malatia, unterhalb der Vereinigung der beiden Quellflüsse des Euphrat etwas westlich vom Strome gelegen. Von Ersingian läuft die große kleinasiatische Nordroute zunächst nach Siwas, von wo sie durch die Straße über Amasia mit Samsun am Schwarzen Meere in Verbindung steht, und dann weiter über Josgad und Angora zum Bosporus und Marmarameer. Jenseits der Linie Siwas-Samsun existiert weiter keine bequeme Querverbindung mit dem Meere, was für den eventuellen Vormarsch einer Arme von Erserum auf Konstantinopel wichtig ist, denn es bedeutet, daß auf der ganzen 800 Kilometer langen Strecke von Siwas bis zum Bosporus die rückwärtigen Verbindungen auf einer einzigen Etappenlinie beruhen. Von Malatia aus, das die bei Charput sich vereinigenden wichtigen Routen: von Mossul und Bagdad her über Diarbekir sowie von Wan über Musch und Palu aufnimmt, führen mehrere nur schwierig benutzbare Reitpfade nach Syrien und Cilicien über den Taurus; die große (fahrbare) Reichsstraße nimmt ihre Richtung gleichfalls auf den wichtigsten Straßenknotenpunkt des ganzen inneren Kleinasiens hin: Siwas.

Um vom oberen Tigris (Diarbekir) nach dem südlichen Kleinasien zu gelangen, muß man entweder das nordostwärts streichende System des Antitaurus in weitem Bogen über Siwas umgehen und Kaisarie am Nordfuß des hohen erloschenen Vulkans

Erdschias-Dagh erreichen, in dessen Nähe sich die Straßen nach Konia und an die Westküste sowie über den Taurus zum Golf von Alexandretta gabeln, oder man muß westwärts über den Euphrat gehen und dann hinter einander die Pässe des Amanus und des Taurus übersteigen. Im Altertum war, entsprechend der Tatsache, daß die bedeutendsten Plätze an der Westküste mehr gegen Süden lagen, dieser letztere Weg die Hauptverbindungsroute zwischen den ägäischen Küstenländern und dem innern Asien. Sowohl der jüngere Cyrus und Alexander der Große, als auch später die meisten römischen Heere sind von Ephesus über Ikonium und die cilicisch-syrischen Tore an den Euphrat gezogen. Seit Konstantin dem Großen verlegte sich der politische Schwerpunkt Südost-Europas immer entschiedener an den Bosporus, und dementsprechend wurden die nördlichen Verbindungswege die wichtigeren. Heute findet durch die südlichen Pässe ein direkter Transitverkehr zwischen dem Inneren Kleinasiens, Syrien und den Euphratländern überhaupt kaum mehr statt, sondern die große türkische Reichsstraße führt über Angora, Siwas, Malatia und Diarbekir. Diese Route und keine andere wäre rein vom Standpunkt des türkischen Interesses aus auch die gegebene für die sogenannte Bagdadbahn gewesen, und es hat des starken Gegendrucks der russischen Interessen bedurft, um die Ausbiegung der Trace, wie sie jetzt festgesetzt ist, nach Süden über Ikonium durch die Taurus- und Amanuspässe zu veranlassen.

Um zum Verständnis des Zusammenhanges zwischen der Bodengestaltung Kleinasiens und seiner historisch-kulturellen Entwicklung zu gelangen, gehen wir zunächst von der Tatsache aus, daß sich in der Südhälfte der Halbinsel zwei eigentümliche Gebiete befinden, die durch ihre wilde Gebirgsnatur von jeher als Faktoren der Trennung gewirkt haben. Das eine davon ist die pisidisch-isauriche Berglandschaft, das andere der sogenannte Antitaurus. Wir sahen bereits, daß sich diese letztere Region als ein fast unüberschreitbares Hindernis des Verkehrs zwischen das Gebiet des mittleren Kisil-Irmak und die südostwärts davon belegenen Gegenden einschiebt. Hier und in den angrenzenden Distrikten des eigentlichen Taurus hat sich daher auch jener merkwürdige letzte Ausläufer des selbständigen Armenien, das christliche Königreich Kleinarmenien, bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts erhalten können. Ebenso ist es bekannt, daß Pisidien und Isaurien von der Zeit der persischen Großkönige

bis auf Pompejus und die römischen Imperatoren stets eine halb oder ganz unabhängige, schwer zu bezwingende und wenn irgend möglich umgangene Region ausgemacht haben. Nimmt man hinzu, daß sich unmittelbar nördlich und nordöstlich an die Gebirge von Pisidien und Isaurien die abflußlose wüstenhafte Region, die sogenannte große Salzwüste mit dem Salzsee Tuz-Tschölly, anschließt, so wird es ohne weiteres begreiflich, daß die Zone der von Westen herkommenden politischen und kulturellen Einflüsse hier vorläufig ihr Ende erreicht, während in der Nordhälfte der Halbinsel bequeme ostwestliche Verbindungen bis an den Halys (Kisil-Irmak) existieren, und erst dieser Fluß eine gewisse, wenn auch keineswegs besonders einschneidende Grenze macht. Mit diesen Verhältnissen trifft zusammen, daß auch das Gebiet der ins Ägäische Meer mündenden Flüsse mit seinen östlichen Quellbezirken südlich bis an Pisidien, nördlich bis unmittelbar an den Kisil-Irmak heranreicht. Damit ist eine Reihe von Anhaltspunkten für die natürliche Abtrennung eines „vorderen" Teils von Kleinasien gegeben, wobei freilich noch nebenbei zu berücksichtigen ist, daß wegen der steilen und schwer übersteigbaren Randgebirge die eigentlichen Küstenlandschaften hier wie dort unter allen Umständen direkt zum Meere hin gravitieren. Nach dem Gesagten erklärt sich auch die Lage der großen Wohnplätze im vorderen Kleinasien leicht. Wir finden eine Reihe von Küstenstädten, die ihre Entstehung und ihre Blüte den Handelsbeziehungen einerseits über See, anderseits mit dem durch die Stromtäler erschlossenen Hinterlande verdanken; wir finden ferner eine Anzahl Siedelungen im Binnenlande an Plätzen, wo die Gunst der Natur, namentlich des Ackerbodens, die Vorbedingungen stärkerer Bevölkerungsverdichtung geschaffen hat, und wir finden endlich einige Orte, die wir uns in erster Linie als durch die Kreuzung resp. das Zusammentreffen verschiedener Verkehrslinien entstanden zu denken haben. Als Beispiele der letzten Gruppe wird man Eskischehr, Afiun, Karahissar und das weit an die Grenze der Salzwüste nach Osten vorgeschobene Konia anzusprechen haben; als solche der zweiten Brussa, Kjutahia, Sardes, Aidin; die Reihe der großen Seestädte endlich in Vergangenheit und Gegenwart ist bekannt.

Weit deutlicher noch als im Westen tritt der Charakter Kleinasiens als Hochplateau in der Osthälfte der Halbinsel hervor. Die Regenmenge wird geringer, die Abhängigkeit des

Ackerbaus von der Zuhilfenahme der Irrigation mittelst fließenden Wassers wird größer. Die ganze Art des Landes ähnelt auf weite Strecken hin bisweilen der des iranischen Plauteaus. An den Rändern der großen Salzwüste, wo die zahlreich von den umliegenden Gebirge herabkommenden Flußläufe blind endigen und große Massen von nicht ins Meer hinabgeführtem Gebirgsschutt am Fuß der Berge liegen geblieben sind, wo infolge dessen auch die Konturen der Berge von unten herauf stellenweise merklich in den trockenen Detritus eingehüllt worden sind, hat man ganz und gar den Eindruck, sich in Persien zu befinden. Die hohen Randgebirge halten die nördlichen wie die südlichen Winde ab, die Feuchtigkeit vom Meere her auf das Hochland zu bringen, und daher sind die Gebirge im Inneren von Ost-Anatolien fast ebenso nackt, wie die Irans. Weiter gegen Westen ist das wegen der vom Ägäischen Meere her Zugang findenden regenbringenden Winde anders; hier gibt es und gab es vollends bis vor noch nicht sehr langer Zeit erhebliche Waldbestände, und die Ackerbauverhältnisse sind wegen der relativ reichlicheren, besser über das Jahr hin verteilten Niederschläge günstiger. Wiederum ganz anders stehen in dieser Beziehung die dem Meere zugekehrten Abhänge der Randgebirge da. Sowohl die Landschaften am Schwarzen Meer, Pontus und Paphlagonien, als auch die Südabhänge des cilicischen Taurus gehören zu den prachtvollsten und reichsten Waldlandschaften der Erde. Auf dem Taurus wachsen südlich von der für die Regenwinde unübersteiglichen Kammlinie wahre Urwälder von echten Libanonzedern und anderer edler Koniferen, und die zum Pontus herabblickenden Berghänge und Täler sind erfüllt und bedeckt von wunderbaren Laubwaldungen, so daß man unwillkürlich an die Urwälder der persischen Provinzen Masanderan und Gilan erinnert wird, die unter gleichen Verhältnissen sich am Fuß und am Nordabhang des den Regen auffangenden Elbursgebirges im Angesicht des Kaspischen Meeres hindehnen. Weder über den Elburs, noch über den Taurus, noch über die Gebirge von Paphlagonien und Pontus gelangen die Seewinde hinüber, und darum sind die hinter ihnen gelegenen hohen Plateaulandschaften so gut wie waldlos. Nur an wenigen Punkten findet sich eine freie Baumvegetation, und statt des einigermaßen gleichmäßig wenn auch undicht bevölkerten, von Regen getränkten Landes, herrscht in Ostanatolien, wie in Iran (und wenn man von dem Gebirgscharakter absieht, auch in

Turkestan) das jedem Kenner des Orients aus unendlicher Wiederholung so wohl bekannte Bild der grünen, in Pappel- und Obstbaumpflanzungen begrabenen Städte: Oasen inmitten weiter vegetationsarmer und auch in Bezug auf ihre Menschenzahl dürftig bedachter Landstriche. Immerhin gehört aber auch im östlichen Kleinasien der Ackerbau auf den Regenfall hin nicht zu den Unmöglichkeiten. Je weiter nach Armenien zu und infolge dessen je höher über dem Meeresspiegel ein Bezirk gelegen ist, desto mehr macht sich auch die Wirkung der ansteigenden Höhenlage in den hin und wieder trotz des Binnenklimas vorkommenden Sommerregen geltend.

Kleinasiens Zukunft als Kulturland ist heute im wesentlichen dadurch bedingt, daß es einerseits im Gegensatz zu Syrien und Mesopotamien nicht ein bloßes Randgebiet des türkischen Reiches, sondern den eigentlichen politischen Kern der Osmanischen Macht bildet, und daß es andererseits seinen Naturverhältnissen nach weit weniger zur Inangriffnahme der Wiederkultivierung in großem Maßstabe einladet, als die Länder am Euphrat und Tigris. Die türkische Herrschaft hat seit ihren Anfängen zu Ausgang des Mittelalters bis heute das zuwege gebracht, was noch nie einer von den vielen Mächten, die Kleinasien besessen haben, gelungen ist, nämlich die bunte, aus den verschiedensten Quellen herstammende Bevölkerung Anatoliens zu einer annähernd einheitlich gearteten, einheitlich empfindenden, eine Sprache sprechenden, eine Religion bekennenden Bevölkerung zu verschmelzen. Wenn man auch über die Vorstellung nur lächeln kann, daß die heutigen Anatolioten des Binnenlandes sämtlich oder auch nur zu einem nennenswerten Bruchteil Nachkommen der osmanischen und seldschukischen Eroberer sein sollen — sie sind natürlich nichts anderes als die osmanisierten Abkömmlinge der alten Phryger, Galater, Kappadocier, Karer usw. — so fühlen sie sich jetzt doch samt und sonders als Türken. Das ist auf der einen Seite ein unermeßlicher Vorteil für den osmanischen Staat, ja man kann wohl sagen, es ist die Grundbedingung seiner Weiterexistenz über die allernächste Zukunft hinaus, aber auf der anderen Seite ist es auch unbestreitbar, wiewohl man mit solchen allgemeinen Urteilen im Prinzip sehr vorsichtig sein muß, daß diese Zusammenschweißung zu einer neuen Nationalität nur möglich gewesen ist durch die freilich schon lange vor den Türken vollzogene Zertrümmerung alles und jedes eigenen Volksbewußtseins, und eine gewisse, im Zu-

sammenhang damit eingetretene allgemeine innere Depression der Völker. Man hört oft von Berufenen und Unberufenen das Urteil, der „Türke“ sei ein anständiger und brauchbarer Mensch. Das ist im allgemeinen richtig, aber man darf sich hierbei doch nicht darüber täuschen lassen, daß diese sogenannte türkische Nation im großen und ganzen eine schwer bewegliche Masse ist, und daß die moralisch scheinbar tiefer stehenden Griechen und Armenier wegen ihrer größeren Aktivität, ihrer stärkeren geistigen und physischen Beweglichkeit auf die Dauer sich voraussichtlich doch auch kulturell als der den Osmanen überlegene Faktor erweisen werden. Griechen und Armenier können sich ohne jede Schwierigkeit, vorausgesetzt, daß sie in die geeigneten Verhältnisse kommen, zum mindesten die praktisch-technische Seite unserer Kultur aneignen, sie mit Leichtigkeit, ja mit einer gewissen Virtuosität handhaben und ausnutzen; ob auch der türkische Bauer und Handwerker dazu imstande ist, muß vorläufig bezweifelt werden. Einzelerfahrungen beweisen in dieser Frage weder auf der einen noch auf der anderen Seite etwas.

V. Mesopotamien, Babylonien und Syrien.

Mesopotamien und Babylonien: 260 000 Quadratkilometer: vielleicht 1 ½ Millionen Einwohner. Vilajets: Mossul, Bagdad, Basra; dazu das Mutessariflik Deir-es-zor. Städte: Mossul 40 000 Einwohner, Erbil 10 000 E., Bagdad 200 000 E., Kerbela 50 000 E., Nedschef 40 000 E., Basra 20 000 E.

Syrien*) und Palästina: 300 000 Quadratkilometer. ca. 2 Millionen Einwohner. Vilajets: Aleppo, Damaskus, Beirut; Mutessariflik el-Kudsch (Jerusalem); die „Libanonprovinz“ nimmt mit ihrem hohen Prozentsatz christlicher Bevölkerung eine gewisse Sonderstellung ein. Städte: Aleppo 140 000 E., Aintab 20 000 E., Urfa 40 000 E., Antakije 30 000 E., Beirut 120 000 E., Damaskus 200 000 E., Hama 40,000 E., Jerusalem 80 000 E., Nablus 15 000 E., Safed 20 000 E., Haifa und Jafa je 10 000 E.

*) Zu Syrien (Vilajet Aleppo) gehört administrativ auch das ganze nordwestliche Mesopotamien.

Der mächtigen Südumwallung des armenischen Hochlandmassivs, dem Taurus, ist zwischen Euphrat und Tigris und nach Osten noch über diesen letzteren hinaus eine breite Stufe vorgelagert, die im Verhältnis zu der großen mesopotamischen Ebene zwar als beträchtliche Erhebung erscheint, gegenüber den Ketten des hohen Taurus aber als eine nur mäßige Mittelgebirgs- resp. als bloße Hügellandschaft. Sowohl in Bezug auf die geologische Entstehung als auch auf den äußeren Anblick ist dieses Zwischenglied zwischen der Ebene und dem Hochgebirge in seinen einzelnen Teilen sehr verschieden geartet. Bei Biredschek, Samsat, Urfa und noch weiter nach Osten präsentiert es sich als ein vielfach zerfressenes und durchfurchtes, in einzelnen Gegenden stark kreidiges Kalkplateau. Südwestlich von Diarbekir erhebt sich mitten heraus eine breite, schwach geböschte, aber bei ihrer weiten Ausladung doch bis zu 1850 Metern ansteigende, vulkanische Masse in dem düsteren, kahlen Karadja-Dagh. Noch weiter ostwärts ähnelt der steil aus der Ebene ansteigende Tur-Abdin mit seinem kettenartig gestalteten Süd- und Nordrand, seinen ausgedehnten Talzügen und charakterischen Gipfeln den Durchschnittsformen der Mittelgebirge; auch hier ist das Material Kalk. Im Nimrud-Dagh und im Dschebel-Tektek zu beiden Seiten der Ebene von Harran erstrecken sich niedrige Ketten eines Kalkgebirges von Norden her noch ziemlich tief in die Ebene hinein; meist aber läßt sich von Dschesireh am Tigris bis Biredschik am Euphrat ein deutlich abgesetzter ostwestlich verlaufender Steilrand, in dem das nördliche Bergland gegen die große Ebene abfällt, verfolgen. Diesem Rande ungefähr folgend, bald in etwas größerer, bald in geringerer Entfernung von ihm, lief im Altertum und läuft mit einigen Abweichungen auch noch heute die große Verkehrsstraße zwischen den östlichen und westlichen Ländern, zwischen Babylon-Ninive (Bagdad-Mossul) und den Häfen der nordsyrischen Mittelmeerküste.

Südwärts an die Zwischenstufe zwischen Hochgebirge und Ebene schließt sich der nördliche Teil des mesopotamischen Tieflandes an, der in seinem eigentümlichen Charakter ungefähr begrenzt wird durch die Berglandschaft am Tigris unterhalb Dschesireh, durch das Sindschargebirge, durch den Lauf des Chabur und den Euphrat von Biredschik bis Deir-es-Zor. Dieses Nord-Mesopotamien ist, wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Teil ein ebenes Land. Vereinzelte, noch wenig oder gar nicht durchforschte Berglandschaften, so der Dschebel Abd

el-Aziz, Tulaba und andere, erheben sich aus dem Flachland. Die beiden wichtigsten hydrographischen Faktoren des Gebiets sind die Systeme des Chabur und des Belich. Namentlich der erstere ist ein sehr bedeutender Fluß, und im ursprünglichen Sinne haftet der Name Mesopotamien auch nicht an dem ganzen heute von den Arabern el Dschesireh genannten Zwischenstromlande, sondern bloß an dessen nordwestlichem Teil zwischen Euphrat und Chabur. Der Chabur entsteht aus drei fächerartig gestalteten Zuflußsystemen, die mit ihren zahllosen Quellbächen ihren Ursprung allesamt in jenem dem hohen Taurus vorgelagerten Berglande nehmen. Der ausgedehnteste und entwickeltste der Fächer entspringt auf dem Tur-Abdin und sammelt sich südwärts zum Dschardschar, dem Fluß von Nisibis; der zweite, westliche, reicht mit seinen nördlichsten Ausläufern bis zum Karadscha-Dagh hinauf und erhält eine bedeutende Verstärkung aus dem mächtigen Quellengebiet von Ras el-Aim. Auf diese Weise bildet sich der eigentliche Hauptfluß, der Chabur. Der mittelste, am schwächsten entwickelte Stamm hat seine Quellhäupter zwischen Mardin und Nisibis im westlichen Teile des Tur-Abdin. Der Zusammenfluß der Gewässer von allen drei Seiten her erfolgt fast an der gleichen Stelle in der Nähe des weithin über einen großen Teil Obermesopotamiens hin sichtbaren, seiner Natur nach bisher rätselhaften Tell Kokab. Vom Tell Kokab ab südwärts fließt der Chabur in einem einzigen breiten, zu allen Jahreszeiten wasserreichen und nur an wenigen Stellen furtbaren Bette einher.

Das zweite, minder stattliche, aber immer noch bedeutsame Flußsystem von Nord-Mesopotamien ist das des Belich. Ähnlich dem Chabur entsteht auch der Belich aus zwei fächerförmig entwickelten Quellgebieten: dem von Urfa-Harran und dem von Surudsch. Die Gegend des Zusammenflusses der von beiden Seiten her sich entwickelnden Wasserläufe ist noch unerforscht. Sie liegt wahrscheinlich ziemlich weit oberhalb der Mündung des Belich in den Euphrat.

Einen merklichen Unterschied von den nördlichen Teilen Mesopotamiens spürt man, sobald die Kette des Sindschargebirges nach Süden überschritten ist. Zwar bleibt die Abdachung der Ebene ebenso südwärts gerichtet, wie im Norden des Sindschargebirges, aber der Wasserreichtum des Sindschar ist bei weitem nicht groß genug, um es den in ihm entspringenden Wasserläufen zu ermöglichen, gleich den aus dem nördlichen

Berglande kommenden Chabur, Dschardschar, Belich, den Euphrat zu erreichen. Überdies wirkt als ein wichtiger, klimatischer Unterschied auch noch mit, daß längs dem Nordrande der Ebene in einer breiten Zone ein beträchtlicher Regenfall stattfindet, der sowohl die Wassermenge der Flüsse verstärkt, als auch im allgemeinen die Kulturfähigkeit der Ebene erhält. Dieser relative Regenreichtum wächst mit der Nähe der hohen Tauruskette, denn in ganz Nord-Mesopotamien ist es der im rechten Winkel auf das Hochgebirge treffende Südwind, der den Regen bringt. Von den Flüssen, die dem Sindschargebirge entspringen, bilden mehrere je einen kleinen Salzsee am Ende ihres Laufes; andere erreichen südostwärts, wenigstens zur Zeit ihrer Wasserfülle, den Tigris. Nur einer entwickelt sich zu verhältnismäßiger Mächtigkeit: der Nahr-Tharthar. Sein Lauf ist noch sehr wenig erforscht, aber wo ihn Reisende gekreuzt haben, so zum Beispiel in der Nähe der altarabischen Ruinenstadt Hatra, zwei Tagereisen südwestlich von Mossul, sind sie erstaunt gewesen, mitten im inneren Mesopotamien eine Wasserader von solcher Fülle zu finden. Der Tharthar gelangt bis in die Nähe des Euphrat unter dem 34. Grade nördlicher Breite; dort verliert er sich in mehreren salzigen Seeen und Sümpfen. Möglicherweise erreicht sein Wasser zu manchen Zeiten sogar den Hauptstrom. Es scheint aber, daß der Reichtum an Quellen auch im übrigen Teil der Dschesireh gar nicht so gering ist, wie öfters auf Grund der mangelhaften Berichte früherer Reisender angenommen worden ist. Bemerkenswert bleibt auf alle Fälle, daß es in Mesopotamien immer noch Gegenden so groß wie Schleswig-Holstein gibt, die von einem Europäer überhaupt noch nicht betreten worden sind, zum mindesten nicht so, daß dabei wissenschaftlich brauchbare Erkenntnisse sich ergeben hätten.

Eine weitere Frage, die gleichfalls noch nicht zur Genüge beantwortet werden kann, ist die, wo des genaueren im Süden die Grenze zwischen der Steppe und dem Alluvium der eigentlichen babylonischen Tiefebene liegt. Es scheint nach verschiedenen Nachrichten, als ob sich von einem Punkte etwas unterhalb Samarra am Tigris in südwestlicher Richtung eine Stufe verfolgen ließe, in der sich die Steppe gegen das Alluvium absetzt, und die möglicherweise als letztes Überbleibsel einer einstigen Uferlinie des Persischen Golfes angesprochen werden könnte. Dortselbst am Tigris hört, etwa bei der Ruine Istabulat,

das Stromtal im eigentlichen Sinne wenigstens auf dem rechten Ufer auf, und die Gewässer des Tigris wälzen sich direkt durch das von ihnen selbst angeschwemmte Land. Das Entsprechende ist beim Euphrat an einem südwestlich etwa 80 Kilometer entfernten Punkte der Fall. Hier wird das Aufhören der linken Uferwand und der Beginn des Alluviums durch die Bildung einiger kleiner Salzseeen auf dem linken Ufer, die möglicherweise mit den vom Tharthar her durchsickernden Gewässern zusammenhängen, bezeichnet. Etwas unterhalb der natürlichen Grenzlinie zwischen dem Alluvium und der Steppe hat sich wahrscheinlich jene große Stauanlage Nebukadnezars zum Schutze für die Stadt und das Land Babylon hingezogen, mit deren Hilfe es möglich war, das südliche Zwischenstromland auch von Norden her mit schwer zu überschreitenden Wassermassen zu umgeben. Wenigstens zieht sich von der Ruine Gibbare am Tigris nach S. S. W. ein großer Damm aus alter Zeit hin, der sich bis an den Euphrat fortsetzen soll. Südwärts von dieser Linie ist weit und breit alles Land eine alluviale, durch Euphrat und Tigris angeschüttete Neubildung.

Die Araber pflegen seit alten Zeiten das alluviale babylonische Niederland als den „Sawad" zu bezeichnen; Sawad soll so viel wie „dunkle Erde" heißen. Wenn man zur trockenen Jahreszeit über den hellgrau gedörrten Boden Babyloniens reitet, so wundert man sich freilich einigermaßen über diese Bezeichnung: sie wird aber verständlich, wenn man das Land in bewässertem Zustande oder auch unter der Saat sieht. Alsdann macht das Kulturgebiet gegenüber der gelblichhellen Wüste und Steppe einen dunklen, dem Auge wohltuenden Eindruck. Auch die großen Palmenwälder des Kulturlandes zeichnen sich von ferne als schwarze Linien gegen den Horizont ab. Ursprünglich bedeutet also der Name Sawad so viel wie unter Anbau stehendes Land, gleichviel was darauf wächst. Im eigentlichen Babylonien selbst ist alles Kulturland ausnahmslos alluvialen Ursprungs, sodaß innerhalb dieser Region die Bezeichnung Sawad sowohl auf die Entstehung als auch auf die derzeitige Benutzung der Bodenfläche bezogen werden kann. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß schon in früh-arabischer Zeit derselbe Ausdruck auch auf Gebiete angewandt wurde, die nicht mehr direkt zur babylonischen Alluvialebene im engeren Sinne des Wortes gehörten, aber an sie grenzten, mit ihr gemeinsam verwaltet wurden und gleichfalls überwiegend aus Kulturland be-

standen. In diesem Sinne wurden die Bezeichnungen „Sawad“ und „Irak“ (oder Irak-Arabi, zum Unterschied von Irak-Adschmi, Medien) als gleichbedeutend gebraucht, und die Grenze gegen Mesopotamien oder el-Dschesireh lief von der Asphalt- und Naphthastadt Hit am Euphrat in nordöstlicher Richtung über Tekrit bis in die Gegend des heutigen Kerkuk; von dort längs dem Rande Hochirans südwestwärts zur Vereinigung des Euphrat und Tigris und längs des Schatt el-Arab zum Meere. Die Grenze gegen die arabische Wüste war dadurch gegeben, wie weit mit Hilfe der aus dem Euphrat nach rechts hin abgeleiteten Kanäle das Kulturland ausgedehnt werden konnte. Jedenfalls hat es dort in alter Zeit viel weiter ostwärts gereicht, als heute. Auf der anderen Seite gehört, geographisch und geologisch genommen, auch noch die ganze große Alluvialebene am Unterlauf der Flüsse Karun und Kercha, von Schuschter und Disful abwärts bis ans Meer, noch zu Babylonien. Politisch hat sie freilich mit Ausnahme derjenigen Perioden, in denen Babylonien und Iran unter einer Herrschaft vereinigt waren, sehr oft nach einer anderen Richtung hin gravitiert.

Was nun die so sehr wichtige Frage anbetrifft, ob und wie weit es möglich sein wird, die Euphrat- und Tigrisländer jetzt, wo die Erbauung der Bagdadbahn in die nächste absehbare Zukunft gerückt ist, wieder zu kultivieren, so ist dazu auf Grund der natürlichen Verhältnisse etwa folgendes zu sagen. Wie oben bereits bemerkt, dehnt sich durch ganz Nord-Mesopotamien hindurch ein ziemlich breiter Strich aus, auf dem es in der Regel genügend regnet, um die Ernte zu sichern. Es gibt allerdings Mißjahre, in denen die Dürre groß ist, und manchmal kommen solche sogar mehrfach hintereinander vor, aber andererseits ist die Ertragsfähigkeit des Landes in guten Jahren eine so bedeutende, daß der Ausfall der ungünstigen Zeiten dadurch reichlich kompensiert wird. Ich habe während meines Aufenthalts in Mesopotamien mich besonders bemüht, die Ausdehnung dieser Zone des Regenfalls annähernd festzustellen, und wenn auch einstweilen nur in ziemlich roher Annäherung, so glaube ich doch, sie in den Hauptzügen richtig mitteilen zu können.

Man muß zur Feststellung der Grenze zwischen den Gebieten ausreichenden und mangelhaften Regenfalls sein Augenmerk auf zweierlei richten: auf die Art der heutigen Felderbestellung durch die Eingeborenen und auf die Lage der alten

Tells, d. h. der die Stätte früherer Ortschaften bezeichnenden Schutthügel. Ich habe z. B. gefunden, daß längs meiner Route von der Mündung des oberen Sab nach Altun-Köpri am unteren Sab, wo noch die neueste dem Oppenheimschen Reisewerk beiliegende Karte von Richard Kiepert nicht in der Lage ist, etwas anderes als eine weiß gelassene Fläche zu zeigen, das Land in einer Ausdehnung, wie ich es sonst nirgends in Mesopotamien und seinen Nachbargebieten bemerkt habe, unter Kultur steht, und zwar ohne die geringste Spur künstlicher Bewässerung. Gerade während der Zeit, da ich reiste, erfolgte dortselbst die Bestellung der Felder für die Wintersaat, und auf meine Frage, ob es genug regnete, antworteten die Leute, sie säeten und ernteten hier schon eine Reihe von Jahren und hätten bisher noch keine Dürre erlebt, mit Ausnahme eines Males, wo der Ertrag der Felder, nämlich der Gerste, achtmal geringer gewesen sei, als sonst. Sie fügten ausdrücklich hinzu, daß ihrer Überzeugung nach auch alles Land bis an den Schatt (Tigris) ebenso gut zu bearbeiten sei und ebenso gut vom Regen getränkt würde, wie das ihre, aber der Unsicherheit wegen dürfe sich dort niemand hinwagen. Eine Tagereise weit über Altun-Köpri hinaus nach Süden, bei Kerkuk, sah ich bereits die Bewässerungskanäle über die Felder laufen und erfuhr, daß ein großer Unterschied im Preise des Landes bestehe, je nachdem, ob seine Fruchtbarkeit mit fließendem Wasser erschlossen werden könne, oder nicht; auf unbewässerbarem Lande kämen dort zwar auch noch gute Erden vor, aber die Sache sei sehr unsicher. Mit jedem Schritt aber jenseits Kerkuk wurde der Charakter des Landes in Bezug auf die Art der (heute natürlich sehr spärlichen) Kultivierung „babylonischer“, d. h. mehr auf künstlicher Bewässerung beruhend. Rein äußerlich gibt sich das an dem immer massenhafteren Auftreten der Dattelpalme, deren äußerste fruchttragenden Vorposten bis Kerkuk nach Norden reichen, zu erkennen. Man kann also demnach sagen, daß etwa in der Gegend des unteren Sab die Grenze zwischen dem Gebiet des ausreichenden Regenfalls und dem ohne künstliche Bewässerung keine hinreichenden Erträge mehr liefernden Lande liegt. Weiter nordwärts habe ich sowohl bei Erbil (Arbela) als auch bei Mossul, ferner auf der ganzen Route von Mossul bis Dschesireh am Tigris, ebenso von Dschesireh bis Nisibis, Mardin, Urfa und bis an die syrische Küste, überall dieselben Verhältnisse gefunden, d. h. mehr oder minder ausgedehnte Felderbestellung auf unbewässertem, allein

vom Regen getränktem Lande. Weit wichtiger als diese Beobachtung der heutigen Zustände ist aber die Tatsache, daß die Situation der alten Tells in der heute sogenannten Wüste zwischen dem Tur-Abdin und dem Sindschargebirge, ja sogar zwischen dem Sindschar und dem Tigris, sowie am Chabur und Belich, es anscheinend sicher macht, daß die Bodenkultur im Altertum sich über den größten Teil Nord-Mesopotamiens ausgedehnt hat und dabei gleichfalls von der künstlichen Bewässerung der Felder im wesentlichen unabhängig gewesen ist! Zum mindesten für die Landschaft nördlich vom Sindschargebirge kann ich es nach eigenem Augenschein bezeugen, daß eine Menge zum Teil sehr großer Tells ihrer Lage nach ganz unabhängig von den Flußläufen sind. Überhaupt ist die Anzahl dieser alten Hügel in ganz Nord-Mesopotamien viel zu groß, als daß auch nur eine Möglichkeit vorhanden wäre, eine Bevölkerung von derjenigen Dichtigkeit, wie ihre Menge sie voraussetzt, von Ackerbau mit künstlicher Bewässerung hin leben zu lassen. Dazu reicht wahrscheinlich weder die Größe dieser Flüsse aus, noch ist es überhaupt möglich, Wasser aus ihnen überall dorthin zn bringen, wo die Tells stehen. Überdies hat die Reise Max von Oppenheims während des Jahres 1899 in Nordwest-Mesopotamien umfangreiche Spuren alter, bis tief ins Mittelalter hinabreichender Besiedelungen sogar im Gebirge Abd el-Aziz, das völlig in der angeblichen Wüste liegt, festgestellt, und ich habe meinerseits, Tagereisen weit von den heute bewohnten Ortschaften entfernt, mitten in dieser selben angeblichen Wüste abseits von aller Bewässerbarkeit Flecke von Gerstensaat gefunden, die von den Beduinen, um etwas Kraftfutter für ihre Pferde zu gewinnen, auf gut Glück eingestreut wird, und um die sich dann bis zur Erntezeit kaum jemand kümmert. Sogar jenseits des Sindschargebirges auf der Route von Sindschar nach Mossul sieht man bis tief an die Grenze des südlichen Horizonts eine Menge großer und hoher Tells, und die früheren Bewohner dieser Städte können ihr Land auch nicht mit den spärlichen Bächen befruchtet haben, die dort fließen. Man wird demnach wohl die Vermutung aussprechen können, daß die Regenzone sich in einem zusammenhängenden Gürtel vom Rande des iranischen Hochlandes bei Kerkuk über den unteren Sab, das Sindschargebirge und die Mündung des Belich, den Euphrat überschreitend, bis nach Syrien hinzieht und sich dort an das vom Mittelmeerregen bewässerte syrisch-palästinen-

sische Kulturgebiet anschließt. Außerdem scheint nach dem Zeugnis mehrerer Reisenden auch noch das ganze Charburtal altes Kulturgebiet zu sein. Für die Erforschung aller dieser Verhältnisse ist noch sehr wenig getan, und doch kann es sowohl vom archäologisch-historischen als auch vom geographischen und praktisch wirtschaftlichen Standpunkt aus nur als eine absolute Notwendigkeit betrachtet werden, daß wir möglichst bald ins Klare über die geschichtlichen und hydrographischen Kulturverhältnisse des nördlichen und westlichen Mesopotamiens kommen.

Eine eigentümliche Stellung zwischen der mesopotamischen Regenzone und dem Gebiet der babylonischen Bewässerungskanäle nimmt der ziemlich ausgedehnte Landstrich zwischen dem hohen Rande Irans und dem mitleren Tigris, abwärts von der Mündung der beiden Sabs, ein. Er wird in der Richtung von Nordwest nach Südost von einem merkwürdigen Konglomerat-Rücken durchzogen, dem Dschebel-Hamrin, der seinen Anfang sogar noch in der Dschesireh westlich vom Tigris hat und von diesem mit mehrfachen Stromschnellen und starker Verengerung des Flußbettes durchbrochen wird. Der Dschebel Hamrin bildet gewissermaßen eine Barrière für die Gewässer, die vom iranischen Randgebirge herabkommen und dem Tigris zueilen; er zwingt sie, sich allesamt in einem einzigen Wasserlauf, dem Nahr-Adhem zu sammeln. Dieser durchbricht dann in der Demir-Kapu genannten Enge den Dschebel-Hamrin und führt sehr beträchtliche und gut nutzbar zu machende Wassermassen in den Tigris. Wie auch hier die Tells beweisen, ist das Land zwischen dem Dschebel Hamrin und den iranischen Randketten im Altertum viel besser bewohnt und bebaut gewesen, als heute, obwohl es einzelne Strecken stark salzhaltigen und oft überschwemmten Bodens aufweist. Durch eine Tieferlegung des Flußbettes des Nahr-Adhem innerhalb des kurzen Durchbruchs durch den Dschebel-Hamrin könnten aber die oberhalb gelegenen Landstriche großenteils entwässert werden. Was zwischen dem Dschebel-Hamrin und dem Tigris liegt, ist noch sehr unbekannt, scheint aber im Altertum ebenfalls kultiviertes Land gewesen zu sein, wenigstens wäre sonst das Vorhandensein eines alten Kanals, der längs dem Westabhang des Hamringebirges vom Flusse zum Nahr-Adhem läuft, unerklärlich. Auf jeden Fall ist der Reichtum an fließendem Wasser zu allen Jahreszeiten in diesem ganzen Gebiet ein sehr großer. Ich bin Ende Januar und Anfang Februar, also in der an Wasser ärmsten Zeit des Jahres, durch das Land

zwischen Kerkuk und Bagdad geritten und habe eine für die Verhältnisse des Orients so erstaunliche Wassermenge in den Flüssen gefunden, die aus dem iranischen Grenzgebirge herabkommen und sich in dem Nahr-Adhem sammeln, daß es leicht möglich erscheint, dortselbst sogar Reiskulturen anzulegen.

Endlich das babylonische Niederland im strengen Sinne des Worts. Die ganze Landschaft von der mesopotamischen Steppe bis zum Rande der syrisch-arabischen Wüste und von der mesopotamischen Steppe bis zum persischen Golf ist ein Produkt des Euphrat, des Tigris und der zahlreichen wasserreichen Nebenflüsse, die von links her in den letzteren münden. Sie ist so flach wie ein Tisch und besteht bis zu großen Tiefen vollständig aus feinkörnigen Flußsedimenten, die noch Jahr für Jahr ein merkliches Stück in den persischen Golf hinauswachsen. Ein eigentümliches Charakteristikum dieser von den Strömen aufgebauten Landschaft ist der leichte Wechsel, dem der Lauf der Flußbetten in ihr unterliegt. Es scheint, als ob zunächst bei Beginn der Alluvialzone die Ablagerungen auf der Euphratseite um ein geringes höher sind als am Tigris, und daß infolge dessen die nordbabylonischen Kanäle samt und sonders einen von Nordwesten nach Südosten, d. h. vom Euphrat zum Tigris gerichteten Lauf haben. Weiter nach Süden sieht es aus, als ob sich dies Verhältnis, offenbar infolge der Mächtigkeit des durch die Flüsse Dijala, Kercha und mehrerer unbedeutenderer Wasserläufe aus dem iranischen Gebirge herabgeschwemmten Materials, umkehrt und das Schwemmland von Nordosten nach Südwesten, vom Tigris zum Euphrat sich neigt. Wenigstens gilt ein solches Verhältnis für den großen Seitenarm des Tigris selbst, der unter dem Namen Schatt el-Hai bei der Stadt Kut el-Amara nach rechts abgeht und der früher, zum mindesten im Mittelalter, der eigentliche Hauptstrom des Tigris war. Ob dasselbe Verhältnis auch im Altertum bestanden hat, wird sich ohne genaue topographische Durchforschung des Landes schwer feststellen lassen. Das Abzweigen der Kanäle aus dem Tigris nach rechts hin kann man aber noch heutigen Tages bei der Stromfahrt von Bagdad nach Basra des öfteren beobachten. Eine ähnliche Gabelung, wie die des Tigris bei Kut el-Amara besitzt der Euphrat bei Mussejib, oberhalb der Ruinen des alten Babylon. Dort geht seit alters ein gegenwärtig Hindijé genannter Kanal nach Westen ab. In neuerer Zeit begann sich das Wasser des Euphrat in immer steigendem Maße

aus dem bisherigen bei Babylon und Hilleh vorbeiführenden Bett in den Hindijékanal hinüber zu werfen, bis es schließlich in den 90ger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts so weit kam, daß bei Hilleh im Strom während der trockenen Zeit überhaupt kein Wasser mehr zu finden war und die Leute im ausgetrockneten Flußbett Brunnen gruben. Das Euphratwasser lief durch den Hindijékanal in eine große, jenseits der Stadt Nedschef gelegene Depression und bildete dort einen mächtigen, seinerseits wieder mit einer ganzen Anzahl anderer Tümpel und Sumpfstrecken in Verbindung stehenden Binnensee, den Bahr-Nedschef. Auf dieser Wasserfläche war die Verdunstung während der heißen Monate des Jahres eine ganz immense, und die Wassermenge, die weiter südwärts aus dem Bahr-Nedschef wieder heraustrat und sich dem Unterlauf des Euphratbettes zuwandte, war bedeutend geringer, als die am Nordende des Sees hineinfließende. Es ist möglich, daß ein ähnliches, oder vielleicht sogar dasselbe Naturereignis wie dies Abschwenken des Euphrat bei Mussejib, die Verödung der Stadt Babylon herbeigeführt hat. Wenn nämlich der Euphrat in den Bahr-Nedschef läuft, so reicht sowohl wegen des Wasserverlustes durch die Verdunstung im See, als auch wegen der flachen sumpfartigen Beschaffenheit dieses Beckens die Stromtiefe nicht mehr aus, um den Handelsverkehr zu Wasser zwischen Babylon und dem persischen Golf über den Euphrat zu leiten. Die Schiffahrt mußte sich also in den Tigris hinüberziehen, und so verschob sich natürlich, den Verkehrsverhältnissen folgend, auch das administrative und kommerzielle Zentrum für Babylonien an die Ufer des westlichen der beiden Zwillingsströme. So wird es zu erklären sein, daß alsbald nach dem Tode Alexanders des Großen von seinen seleucidischen Erben Babylon als Hauptstadt des unteren Asiens aufgegeben und die Residenz nach Seleucia am Tigris verlegt wurde. Auch die Parther und Neuperser haben den politischen Mittelpunkt ihres Reiches dortselbst oder genauer in dem gegenüber liegenden Ktesiphon gehabt, und die Khalifenhauptstadt Bagdad ist gleichfalls dort in nächster Nachbarschaft am Tigris gegründet worden. Gegenwärtig ist die türkische Regierung an der Arbeit und will den Euphrat nötigen, durch einen großen bei Mussejib im Bau begriffenen Damm wieder ganz oder doch zum größeren Teil in das Bett von Babylon zurückzukehren. Die Arbeit ist bisher von Erfolg begleitet gewesen; leider verwendet man notgedrungener Weise dazu die Ziegel der Ruine Babil, eines der

bedeutendsten der von der alten Stadt Babylon noch übrig gebliebenen Trümmerhügel.

Die Berichte, welche uns aus der frühesten wie aus der späteren Geschichte des Landes überliefert sind, lassen darauf schließen, daß eigentümlicherweise im höchsten Altertum die Kultur gerade in den schwieriger zu behandelnden Gebieten Südbabyloniens gesessen hat, wo die Aufgabe, mit den Wassermassen der Ströme sowohl zur Entwässerung als auch zur Bewässerung fertig zu werden, eine größere ist, als im Norden.

Gegen Südosten war die Grenze in jedem Falle durch das Meer gegeben, das vor Jahrtausenden wohl noch merklich höher hinaufreichte, als heute; gegen Osten endlich lag sie an den Randgebirgen des iranischen Hochlandes. Leider ist auf dieser Seite das Gebiet zwischen dem Tigris und den Bergen noch größtenteils unerforscht. Auch von der Landschaft zwischen dem heutigen Unterlauf des Tigris und den Schatt el-Hai, die, wie oben bemerkt, früher auf dem linken östlichen Ufer des Tigris-Hauptlaufs lag, ist äußerst wenig bekannt. Einzelne Vorstöße, die hier und da von europäischen Forschungsreisenden gemacht worden sind, haben ergeben, daß die Überreste der alten Kultur in Gestalt von Tells und früheren Kanalbetten sich überall so weit erstrecken, wie es möglich war, vorzudringen. Man wird also wohl zu der Annahme berechtigt sein, daß sie so weit reichen, wie es überhaupt möglich ist, d. h. bis an den Rand des Gebirges. Trotzdem hat man im Altertum, soweit Größenschätzungen überhaupt versucht wurden, das Areal des Sawad für noch größer gehalten, als es in Wirklichkeit ist, und bedauerlicherweise ist unter der Einwirkung einer sehr unkritischen Benutzung der arabischen Angaben durch den verstorbenen Orientalisten Sprenger in seiner bekannten Schrift über „Babylonien als das reichste Land der Vorzeit“ an vielen Stellen eine sehr übertriebene Schätzung der Gesamtoberfläche des Sawad aufgetreten. Ich muß bekennen, selber unter der Zahl derer gewesen zu sein, die auf Sprenger hin die von ihm gegebene Zahl unbesehen übernommen haben. Sprenger hat seinerzeit die in arabischer Zeit gangbare Schätzung des Sawad auf 24 Mill. Hektar, was so viel ist wie die Apenninen-Halbinsel und Oberitalien zusammen ausmachen, in sein Buch aufgenommen und auf dieser Grundlage noch eine Reihe weiterer Berechnungen aufgebaut, die sich in der Form, wie sie angestellt sind, größtenteils nicht halten lassen, sobald man die wirkliche Größe des Sawad, also

nicht 24 Millionen Hektar, sondern die Hälfte in Betracht zieht. Der Kern des Problems, um das es sich hierbei handelt, d. h. die materielle Größe der alten Kultur und die Frage ihrer Wiederherstellung, wird hierdurch freilich nicht einschneidend alteriert, aber es war doch ebenso dankenswert wie notwendig, daß sich in jüngster Zeit Hermann Wagner an eine fundamentale Revision des Fehlers, den Sprenger und seine Nachfolger begangen haben, gemacht hat. (Vergl. den Aufsatz Wagners im Götting'schen Gelehrten-Anzeiger). Wagner bemißt das Gesamtareal des Sawad auf rund 10 Mill. Hektar. Ich möchte meinerseits die Grenzen nach mehreren Seiten hin sowohl was den Namen als auch was die Kulturfähigkeit und einstige Kultivierung des Landes betrifft, etwas weiter ziehen — ohne daß dadurch indeß die Bedeutung der Korrektur Wagners beeinträchtigt würde.

Für das historische Verständnis wie für die Aussicht in die Zukunft kommt es darauf an, ein ungefähr zutreffendes Bild davon zu haben, wie groß die Ertragsfähigkeit und die Bevölkerungsmenge des Landes in seiner guten Zeit gewesen sind. Hierfür können wir als von einer grundlegenden Zahl von der Angabe ausgehen, daß die Zahl der zur Kopfsteuer verpflichteten Männer nach der Eroberung Babyloniens durch die Araber unter dem Khalifen Omar im Sawad 550000 betragen hat. Als Steuereinheit ist der selbständige Haushalt anzusehen. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß, zunächst wenigstens, die Eroberer das Gebot des Koran festhielten, wonach jeder Unterworfene, der zum Islam übertrat, von der Auflage frei blieb. In Babylonien waren gegen Ende der sassanidischen Epoche zwei Bekenntnisse herrschend: die offizielle persiche Staatsreligion, d. h. der Mazdaimus, und das Christentum, dessen Bekenner sich allerdings wohl stark in der Minorität befunden haben werden. Man darf annehmen, daß der Abfall zum Islam sofort ein sehr starker gewesen ist, denn mindestens dem Mazdaismus standen die semitischen Babylonier innerlich durchaus gleichgültig gegenüber. Selbst aber wenn man den sofortigen Übertritt eines größeren oder geringeren Teils der Bevölkerung gar nicht in Rechnung ziehen wollte, so käme man doch auf der Grundlage von 550000 Hausständen zu der Annahme, daß im Sawad damals unmöglich weniger als drei Millionen Menschen gelebt haben können. Das repräsentiert aber das Drei- bis Vierfache der Einwohnerzahl, die es heute in den beiden Vilajets von Bagdad

und Basra gibt. Die Zeit unmittelbar vor der arabischen Eroberung bedeutete überdies für Babylonien sowohl in Bezug auf seine Volkszahl als auch das Areal des kultivierten Bodens einen ganz besonderen Tiefstand im Verhältnis zu dem, was noch eine kurze Zeit vorher dagewesen war. Der lange und verwüstende Krieg mit den Byzantinern, eine ungeheure Überschwemmung, die Euphrat und Tigris im Jahre 627 anrichteten, die Bürgerkriege des letzten Jahrzehnts vor der unglücklichen Schlacht von Kadisija, in der das Reich den Arabern unterlag und endlich die unausbleiblichen Verwüstungen, von denen die moslemische Invasion begleitet war, haben bis auf die Zählung Omars hin auf jeden Fall eine sehr starke Reduktion der Bevölkerung und namentlich des kultivierten Landes hervorgerufen, so daß die Angaben, die in der alten arabischen Literatur darüber existieren, die Einkünfte der Sassaniden aus dem Sawad seien viel höher gewesen, als die der Khalifen, nicht unglaubwürdig sind. Selbst aber, wenn man von der sassanidischen Periode absehen will, so bleiben die Steuersummen, die zur Zeit der ersten Abassiden am Ende des 8. und zu Beginn des 9. Jahrhunderts, nach Ausweis der erhaltenen Steuerlisten unter Harun al Raschid und Mamun, in den Schatz der Khalifen geflossen sind, so immense, daß sie nur unter der Voraussetzung einer sehr starken Bevölkerung und einer sehr hoch entwickelten Bodenkultur erklärlich sind.

Ein zweites und unbestreitbares Zeugnis für die große Ertragsfähigkeit des babylonischen Sawad liegt darin, daß sowohl zur Zeit des altpersischen, achämenidischen Reiches (nach dem Zeugnis Herodots) als auch unter den Abassiden die Steuern von Babylon erheblich größer waren, als selbst die von Ägypten! Dort im Nillande hat die Kultur nie auch nur annähernd einen solchen Sturz erlebt, wie am Unterlauf des Euphrat und Tigris, wiewohl die Bevölkerungsmenge gleichfalls stark geschwankt hat. Zu allen Zeiten aber galt Ägypten als eines der reichsten Länder der Welt. Da nun Ägypten den Nil aufwärts bis Wadi-Halfa heute in runder Zahl $9^3/_4$ Millionen Einwohner hat, trotzdem sein kulturfähiges Areal viel kleiner ist als das Babyloniens, so läßt sich leicht ermessen, welch ein Aufschwung an Volkszahl und Reichtum im alten Sawad erwartet werden darf, sobald die äußeren Vorbedingungen für die Existenz der Kultur hier wiederum geschaffen sind.

Es wird sich der Natur der Dinge nach von vorn herein nicht darum handeln können, das ganze einstige babylonische

Gebiet, von der nördlichen Steppe bis an den Golf, von der arabischen Wüste bis an den Fuß des iranischen Hochlandes, auf einmal resp. in kurzer Frist wieder zu gewinnen. Man wird vielmehr dort beginnen müssen, wo die Arbeit am leichtesten ist, d. h. dort, wo die Ausnutzung des in den Flüssen und Strömen vorhandenen fließenden Wassers ohne allzu große technische Schwierigkeiten wieder in Angriff genommen werden kann und wo gleichzeitig schon jetzt Arbeitskräfte genug vorhanden sind, um mit dem Unternehmen zu beginnen. Diese beiden Bedingungen treffen in einem gewissen Umkreise um die jetzige Hauptstadt Bagdad zu. Hier hat sich auch die alte Kultur bis zum Niedergang des abassidischen Khalifats einigermaßen erhalten. Die Längenausdehnung dieses Bezirks bezeichnet man ungefähr, indem man Wasit am Schatt el-Hai als südlichsten, Tekrit am Tigris als nördlichsten Punkt nennt. Etwas schwieriger ist seine Breite anzugeben. Es wird hier vor allen Dingen darauf ankommen, ob die Erbauung des großen Dammes von Mussejib, an dem bisher mit Erfolg gearbeitet worden ist, weiter so günstig fortschreitet, daß sich das enorme Überschwemmungsgebiet des heutigen Bahr-Nedschef merklich einengen läßt. Sobald es erst gelungen ist, das Wasserquantum, das bei Mussejib in die Depression des Nedschef abgeht, einigermaßen zu regulieren, wird die bloße Verdunstung bei der babylonischen Sommerhitze in wenigen Jahren sehr große Landflächen um das Bahr-Nedschef trocken legen und wieder kulturfähig machen. Ganz und gar wird man von der Benutzung des Beckens für die Hochwasserzeit nicht absehen können, da es sich voraussichtlich als notwendig erweisen wird, zur Zeit des großen Wasserüberschusses im Euphrat einen Teil bereits hier abzuleiten, um eine schädliche Ausdehnung der Überschwemmung weiter unterhalb zu verhindern. In der Richtung nach Nordwesten wird man jedenfalls mit dem Beginn der Kultur ebenso weit hinaufgehen können, wie es im Altertum der Fall war, d. h. bis zur Abzweigung der nördlichsten altbabylonischen Kanäle aus dem Euphrat, etwa bis $33\frac{1}{3}$ Grad nördlicher Breite. Abgesehen davon kann nördlich davon natürlich auch das ganze eigentliche Euphrattal, das sich namentlich an der Chaburmündung zu einer breiten Ebene erweitert, weit hinauf mit Hilfe von Schöpfrädern wieder in Kultur genommen werden, doch fiele diese Region ja bereits aus dem Rahmen der Wiederkultivierung Babyloniens im eigentlichen Sinne heraus. Nach Westen und Süd-

westen wird das Gebiet der heutigen großen Städte Kerbelá und Nedschef und weiterhin das Land mindestens bis zu der alten Araberstadt Kufa wieder zu gewinnen sein. Sehr große Fortschritte sind endlich unschwer nach Osten hin zu machen. Die Flüsse Nahr-Adhem, Dijala und noch mehrere Wasserläufe niedrigerer Ordnung neben ihnen lassen sich, wie im Altertum so heute, zur Bewässerung eines ausgedehnten Bezirks zwischen dem Tigris und den iranischen Gebirgen jedenfalls bis an den Dschebel-Hamrin, benutzen. Alles in allem betrüge das auf diese Weise mit absehbaren Kosten und Arbeitskräften wieder in Kultur zu nehmende Gebiet an 4 Millionen Hektar. Dabei ist zu beachten, daß sich bei der Natur des babylonischen Alluviums eine viel geringere Menge sogenannten Unlands ergibt, als anderswo. Im allgemeinen gilt der Satz, daß überall dort, wo Wasser hingebracht werden kann, auch die Bodenbebauung möglich ist. Die großen Schwierigkeiten würden erst dort anfangen, wo es sich um die Entwässerung der ausgedehnten südbabylonischen Sumpfgebiete handelte. An diese ist natürlich nur in einer noch recht fernen Zukunft zu denken. An welcher Stelle resp. an welchen Stellen die Arbeiten zur Wiederkultivierung in praxi zu beginnen hätten und auf welch einen Betrag jährlichen Fortschreitens man zunächst wird rechnen dürfen, das kann natürlich nur Ergebnis an Ort und Stelle vorzunehmender Spezialstudien sein. Wahrscheinlich wird man möglichst nahe um Bagdad herum, wo es die meisten Arbeitskräfte gibt, beginnen und sich zunächst auf die Wiederherstellung der in ihren einstigen Betten noch sehr deutlich zu verfolgenden Kanäle des Mittelalters und des Altertums beschränken müssen. Die Kiepertsche Karte der Ruinenfelder um Babylon, sowie die neue, dem Oppenheimschen Reisewerk beiliegende Karte des nördlichsten Teils von Babylonien, von Richard Kiepert, geben einen Begriff davon, wie deutlich sich die alten Kanalbetten noch heute in der Landschaft verfolgen lassen, und jeder, der einmal die Fahrt von Bagdad nach den Ruinen von Babylon gemacht hat, wird sich durch den Augenschein von ihrem Vorhandensein und ihrer leichten Feststellbarkeit überzeugt haben. Die Kosten für die Ausgrabung der großen Kanäle sind keineswegs so hoch, wie man vielleicht zunächst geneigt wäre, sich vorzustellen. Die arabische ansässige Bevölkerung ist, wie die Erfahrung bei den nicht unbedeutende Arbeitskräfte in Anspruch nehmenden Ausgrabungen von Babylon zeigt, gegen eine leidliche bare Be-

zahlung durchaus arbeitswillig. Selbstverständlich müßte man auch europäische Maschinen, Feldbahnen und dergleichen, wie das auch bei den Arbeiten in Babylon geschieht, zu Hilfe nehmen. Die kleineren Seitenkanäle zweiter und dritter Ordnung sind die Eingeborenen mit ihren Hilfsmitteln eventuell imstande, selbständig zu graben. Die Hebung des Wassers bis auf das Niveau des zu bewässernden Landes würde überall dort, wo die Strömung nicht heranreicht, um Wasserräder zu treiben (im eigentlichen Babylonien wird man sehr selten auf dieses Hilfsmittel rechnen können), sobald wie möglich nicht mehr durch das schwerfällige und wenig leistungsfähige von Ochsen getriebene einheimische Schlauchhebewerk zu geschehen haben, sondern durch Windmotoren, deren Betrieb durch die Strömungsverhältnisse in der dortigen Atmosphäre nach dem Urteile langjähriger Kenner des Landes als gesichert angesehen werden darf.

Eine wichtige und in den Erörterungen über die Zukunft der Stromländer öfters aufgeworfene Frage ist auch die, ob seit jener Zeit, da im Altertum die babylonisch-mesopotamische Kultur in Blüte stand, sich nicht die Menge des für den Ackerbau zur Verfügung stehenden Wassers vermindert habe. Für den Norden des Landes handelt es sich dabei um die Frage des Regenfalls direkt; für den Süden um die Wasserführung der Flüsse in der niederschlagslosen Jahreszeit. Man ist bei der Aufwerfung dieser Frage namentlich von der zweifellosen Tatsache ausgegangen, daß in den Mittelmeerländern, namentlich den östlichen, seit dem Altertum unzweifelhaft eine starke Entwaldung stattgefunden hat. Die Folgen davon sind bekannt. Für Mesopotamien und Babylonien steht aber die Frage anders. Zunächst ist der Wasserreichtum der Flüsse während der trockenen Jahreszeit von der Regenfrage nur teilweise abhängig. Die Quellreservoire des Euphrat liegen überwiegend in den hohen Ketten auf dem armenischen Plateau, die bis tief in den Sommer hinein Schnee tragen und so den Fluß nähren. Der einzige Zufluß des Euphrat von Bedeutung, der nicht in der Hochlandsregion entspringt, ist der Chabur. Mit dem Tigris steht es in dieser Beziehung, was den Hauptstrom anbetrifft, allerdings anders, aber ein Teil der großen von links her einmündenden Nebenflüsse kommt aus den gleichfalls bis tief in den Sommer hinein Schnee tragenden Alpen Kurdistans und Luristans. Für das ganze Gebiet des Alluviums also, wo die Bewässerung durch Kanäle aus den großen Strömen erfolgt, spielt die Regen-

frage in den trockenen Monaten von vorn herein nur eine Rolle zweiten Ranges. Selbst angenommen, die Gebirge an den Quellen des Euphrat, des Tigris und ihrer Nebenflüsse wären im Altertum bewaldet gewesen, so würde das in Bezug auf die Menge des Schnees, der dort im Winter fällt, nur von untergeordneter Bedeutung sein. Für den nördlichen Landstrich habe ich bereits erwähnt, daß noch heutigen Tages genügende Beispiele für die Möglichkeit des Ackerbaus auf den Regenfall hin bis tief nach Süden hinunter in die Gegend des unteren Sab existieren, und ebenso in der sogenannten Wüste zwischen dem Sindschargebirge und dem Tur-Abdin; auch hat der Freiherr von Oppenheim neuerdings festgestellt, daß auch in der Gegend von Meskene jenseits des Euphrat Landflächen, die bisher wüste gelegen hatten, erfolgreich in Kultur genommen worden sind. Überdies sind Syrien und Palästina, wo die Entwaldung in großem Maßstabe wirklich geschehen ist, noch heutigen Tages Ackerbauländer, in denen es sehr viel mehr an Sicherheit für den Erwerb und das Eigentum und infolge dessen an Menge der Bevölkerung mangelt, als an Regen und anbaufähigen Gebieten. Es scheint aber, daß die frühere starke Bewaldung im Stromgebiet des Euphrat und Tigris überhaupt oder doch beinahe verneint werden muß. Wir haben aus dem Altertum nur zwei Zeugnisse, die dafür zu sprechen scheinen, daß es dortselbst Wald oder doch wenigstens etwas Ähnliches gegeben habe. Das eine steht bei Strabo in der Geographie XVI, 1, 4 und lautet: „In der Nähe von Arbela ist auch die Stadt Demetrias, dann die Erdpechquelle, die Erdfeuer und der Tempel Anäa, dann Sadracä, der Königssitz des Darius, des Sohnes des Hystaspes, der Zypressenwald und der sich schon Seleucia und Babylon nähernde Übergang über den Kaprus.“ Diese Angaben beziehen sich sämtlich auf die Strecke zwischen Arbela und dem heutigen Bagdad. Die Erdpechquelle, die Erdfeuer und der Tempel der Anäa sind höchst wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe der heutigen Stadt Kerkuk zu suchen, wo noch jetzt die Naphthabrunnen und die starken Ausströmungen brennender Kohlenwasserstoffe in der Baba-Gurgur genannten Berglandschaft die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen. Der Fluß Kaprus ist sonst der untere oder kleine Sab; man kann von diesem kaum sagen, daß die Stelle des Übergangs über ihn sich bereits Seleucia und Babylon nähere. Vielleicht liegt eine Verwechselung mit dem Nahr-Adhem oder der Dijala vor. So sehr viel kommt

nicht darauf an: gemeint ist jedenfalls ein Ort nahe an der heutigen türkischen Reichsstraße, sei es in der Nähe des kleinen Sab, sei es an der Dijala oder zwischen beiden Flüssen. Da der „Zypressenwald“ unmittelbar neben dem Königssitz des Darius angeführt wird, so liegt es nahe zu denken, daß es sich um eines der bekannten „Paradiese“ handelt, die von den persischen Großkönigen und Magnaten bei ihren Residenzen und auch sonst im Lande eingerichtet wurden. Jedenfalls aber wird man sagen können, daß die Erwähnung dieses Zypressenwaldes als einer Merkwürdigkeit neben dem Erdfeuer, dem Erdpech, dem Tempel und dem Königsschloß doch eher dafür zu sprechen scheint, daß es sonst weit und breit keinen Wald gegeben hat, als daß die Gegend überhaupt bewaldet war. Auf dem Puscht i-Kuh, der äußersten Randkette der Berge von Luristan, nördlich vom Unterlauf des Tigris, gibt es übrigens noch heutigen Tages Wälder.

Das zweite Zeugnis, das angeführt werden kann, um einstigen Wald in Mesopotamien wahrscheinlich zu machen, ist die keilinschriftliche Nachricht, die altassyrischen Könige hätten etwa um das Jahr 1000 v. Chr. in Nord-Mesopotamien Elefanten gejagt. Die Sache ist auch in anderer Beziehung interessant: für unsere Frage kommt in Betracht, daß Elefanten erfahrungsgemäß nur in bewaldeten oder wenigstens sogenannte Galeriewälder, lichte Gehölze längs den Flußläufen, aufweisenden Gegenden vorkommen. Auch nach dieser Richtung hin haben aber neuere Forschungen überraschende Fingerzeige gebracht, insofern zweifellos festgestellt ist, daß es an den Ufern des mesopotamischen Chabur und seiner Zuflüsse ausgedehnte Dickichte gibt, und in der Gegend des Dschebel Abd el-Aziz sogar wildwachsende große Butmbäume in gehölzähnlichem Bestande (v. Oppenheim). Jedenfalls ist der Elefant, wenn er je in Mesopotamien gelebt hat, was trotz der assyrischen Nachricht noch keineswegs als über jeden Zweifel erhaben gelten kann, schon in sehr früher Zeit daraus verschwunden, kann also keine besonderen Existenzbedingungen im Lande gehabt haben.

Bedeutsamer als alle solche Einzelheiten ist aber in jedem Falle die unstreitbare Tatsache, daß mindestens seit dem Ende des 4. Jahrtausends v. Chr. das Bauholz für die Paläste und Tempel der babylonischen und assyrischen Herrscher nirgends näher zu haben war, als dort, wo es auch heute noch wenigstens teilweise wächst, nämlich auf den Gebirgen an der syrischen Mittelmeerküste: dem Libanon und namentlich dem

Amanus. Schon in Inschriften der ältesten südbabylonischen Priesterfürsten begegnet uns die Mitteilung, daß sie das Bauholz von dorther bezogen; zur Zeit des assyrischen Großreichs verkünden es die Könige in ihren Prunkinschriften, daß sie die Balken für ihre Tempel und Paläste mit großen Mühen und Kosten von Amanus hergeholt hätten. Wenn es also irgendwo in besser erreichbarer Nähe wirklichen Wald gegeben hätte, so hätte man die Balken doch wohl von dort hergeholt, anstatt sie auf solche Entfernungen hin zu transportieren, wie jene Zeugnisse beweisen. Die assyrischen Könige haben das Gebirge, aus dem die linksseitigen Zuflüsse des Tigris kommen, beherrscht, ja ihre Macht bis auf das jenseitige medische Hochland hinauf ausgedehnt; hätte es also selbst nur dort in den Bergen brauchbares Holz gegeben, so würden sie es natürlich mit sehr viel geringerem Aufwande an Zeit und Kosten auf den Flüssen zu Tal gebracht haben. Ebenso will die Nachricht gewürdigt sein, daß Marcus Antonius auf seinem Zuge nach Media Atropatene, dem heutigen Aserbeidschan, die Balken, deren er zur Belagerung der feindlichen Landeshauptstadt für Sturmböcke und andere Angriffsmaschinen zu bedürfen glaubte, auf dem langen Wege von der syrischen Küste durch ganz Nord-Mesopotamien und über das iranische Grenzgebirge hinüber mit sich schleppte. Es hat also dort vor 2000 Jahren, als noch die ganze sassanidische Blüteperiode der Stromländer bevorstand, ebenso wenig wirklichen Wald gegeben, wie jetzt. Einzelne Baumgruppen und buschähnliches Gehölz gibt es in den Bergen auch noch heute, aber es ist weder als Bauholz noch zu ähnlichen Zwecken brauchbar, abgesehen von seiner Spärlichkeit. Herodot berichtet ausdrücklich, in Babylonien habe es kein anderes Holz gegeben, als Palmholzstämme, und Alexander der Große hat, als er eine Flotte auf dem persischen Meerbusen haben wollte, hierzu einesteils die Zypressen des königlichen Parks zu Babylon umhauen lassen, andererseits Befehl gegeben, einen Teil der Schiffe in der Holzregion am Fuß der Mittelmeergebirge zu erbauen und die Fahrzeuge zerlegt über Land bis an den Euphrat in der Nähe des heutigen Meskene zu schleppen. Alle diese Zeugnisse zeigen uns, daß im wesentlichen das Land im Altertum ebenso unbewaldet gewesen sein muß wie heute. Trotzdem können mindestens an den Flußufern selbst in Südbabylonien mächtige hochstämmige Baumexemplare sehr gut gedeihen. Die Zypressen, die Alexander

umhauen ließ, sind ein Beweis dafür, und ich meinerseits erinnere mich wohl, mit welchem Staunen ich bei dem arabischen Wallfahrtsort Iman-Ali hart am linken Ufer des Tigris bei der Fahrt auf dem Strome von Bagdad nach Basra eine imposante Gruppe gewaltiger, zu einem meilenweit über die Ebene hin sichtbaren und wahrscheinlich uralten heiligen Haine gehörender Laubbäume erblickte.

Also auch nach dieser Richtung hin wird man zunächst keine Bedenken zu hegen brauchen, guten Muts an die Arbeiten zur Wiederherstellung der alten Kultur an den Strömen zu gehen. Auf jeden Fall reichen die für die trockene Jahreszeit vorhandenen Mengen fließenden Wassers hin, um Millionen und Abermillionen von Hektaren zu bewässern. Man wird natürlich, bevor man ans Werk geht, Vorsorge treffen, daß wirkliche Messungen über die Wasserführung des Euphrat, des Tigris und seiner Nebenflüsse stattfinden, aber im Prinzip brauchen von vorn herein für den zunächst absehbaren und denkbaren Umfang der Arbeiten keinerlei Bedenken obzuwalten. Die erfahrungsgemäß zur Kultivierung des Landes gebrauchte Menge fließenden Wassers beträgt ein Sekundenliter auf den Hektar, d. h. der Zufluß auf die bestellten Felder muß pro Sekunde und Hektar durchschnittlich ein Liter betragen. Da man diesen Satz in zwei so weit auseinander liegenden Gebieten wie Algier und das russische Turkestan es sind, gleichmäßig bestätigt gefunden hat, so wird er wohl auch annähernd auf Babylonien zutreffen. Daß die beiden Stromsysteme des Tigris und des Euphrat für den Sawad zur Zeit des Niedrigwassers mehrere Millionen von Sekundenlitern herzugeben imstande sind, kann nach dem einfachen Augenschein garnicht bezweifelt werden.

Fassen wir nun zum Schluß noch einmal die in den klimatischen und Bodenverhältnissen der Euphrat- und Tigrisländer enthaltenen und durch sie bedingten Produktionsmöglichkeiten zusammen, so ergibt sich, daß in Nord-Mesopotamien voraussichtlich neben dem Getreidebau die Baumwollenkultur eine große Zukunft hat, und daß im babylonischen Alluvium Weizen, Gerste, Ölfrüchte, aber auch Baumwolle, letztere vielleicht nicht in derselben Qualität wie im Norden, zu erwarten sind. Von großer Wichtigkeit wird jedenfalls die Wollproduktion in den vorläufig nicht bewässerten oder zur Bewässerung überhaupt nicht geeigneten Steppengebieten werden. Mesopotamische Wolle

gehört schon jetzt zu den besten existierenden Qualitäten; sie geht über Urfa-Aleppo in immerhin nennenswerter Menge nach Marseille. Einer noch gar nicht zu übersehenden Zukunft geht möglicherweise das mesopotamisch-babylonische Erdöl entgegen. Von den Bergen jenseits des Tigris, wo in der Gegend von Kerkuk und südlich davon bei Kifri bedeutende, offen zutagetretende Naphthaquellen vorhanden sind, zieht sich eine Zone ähnlicher Vorkommisse über den Tigris beim Durchbruch des Flusses durch den Dschebel-Hamrin nach Hit am Euphrat. Hit selbst hat große Asphaltlager. Von dort ist der Asphaltmörtel zu den babylonischen Bauten gekommen. Diese ganze Naphtharegion bildet augenscheinlich eine Fortsetzung des westpersischen Bergölreviers, das sich in einer Reihe zum Teil gleichfalls reicher Vorkommnisse von der Ebene des alten Susa im Bogen nordwestwärts durch die Berge von Luristan hinzieht. Ich habe aber auch noch weiter nach Norden, unmittelbar unter den Mauern der alten assyrischen Hauptstadt Kalach-Nimrud, auf dem Bache, der durch den alten Wallgraben fließt, eine Erdölhaut schwimmen gesehen und den charakteristischen Naphthageruch wahrgenommen. Die Naphthavorkommnisse östlich vom Tigris und am Strome selbst sind jedenfalls sehr bedeutend. Wie man mir im Januar 1901 in Kerkuk erzählte, sind schon Verschiedene dagewesen, die sich mit Plänen zur Ausbeutung der Naphthaschätze trugen — Armenier, ein Grieche und angeblich auch ein Franzose. Vorläufig sind alle Projekte, die irgendwie größere Arbeiten voraussetzen (und ohne die kann es garnicht abgehen) Luftschlösser, weil man ohne Maschinen nicht bohren, ohne Tanks die Naphtha nicht aufspeichern und ohne Röhren sie nicht fortleiten kann. Das alles müßte in Kamel- resp. Maultierladungen zerlegt und von Bagdad mit einem Kostenaufwand von 150—200 Francs für die Tonne heraufgeschafft werden. Damit liegt die Unmöglichkeit auf der Hand, an die Naphthagewinnung im großen zu gehen, so lange die Transport- und Verkehrsverhältnisse hier so bleiben wie sie sind. Alles ändert sich aber sofort und radikal, sobald nur die Eisenbahn, sei es von Norden, sei es von Süden her, die Naphthagegend erreicht. Alsdann liegen die Verhältnisse sogar so günstig, wie man nur irgend wünschen kann, günstiger z. B. als in Transkaukasien oder Pennsylvanien. Zunächst würde man daran denken, von dem zukünftigen Bohrbezirk aus eine ca. 50 Kilometer lange Röhrenleitung zu legen, bis zu einem Punkte etwas unterhalb

des Dorfes Matrana am unteren Sab, der bereits 12 Stunden oberhalb bei Taktak in der Richtung stromab für flachgehende Fahrzeuge schiffbar wird. Ein vollgeladenes Kelek mit Weizen, wie solche auf dem Sab nach Bagdad abgelassen werden, geht etwa 50 Zentimeter tief und findet selbst bei niedrigstem Stande des Flusses überall Wasser genug zum Vorwärtskommen; da nun Naphtha ein ziemlich geringes spezifisches Gewicht besitzt (0,8; es schimmt auf dem Wasser), so könnten selbst flachgebaute Tankschiffe beträchtliche Mengen davon aufnehmen und direkt nach Bagdad und Basra bringen. Einigermaßen schwierig ist nur die Frage des Rücktransports der leeren Barken. Unüberwindlich ist die Bergfahrt für Dampfer mit starken Maschinen auf dem Tigris auch jetzt nicht; würden einige Schnellen reguliert, so stände einem regelmäßigen Schiffsverkehr auf und ab zwischen Mossul und Bagdad technisch nichts im Wege. Anders verhält sich die Sache möglicherweise auf dem Sab. Wenn der Fluß weiter abwärts noch ebenso reißend strömt, wie bei Altun-Köpri, so würde auch ein gut montierter Dampfer schwerlich mehr stromauf bringen können, als sein eigenes Gewicht, während man um der Billigkeit des Betriebes willen doch wohl auf Schleppzüge Bedacht nehmen sollte. Nach der Karte kann der Höhenunterschied zwischen der obengenannten Stelle abwärts Matrana, wo der Sab die Kette des Kara-Tschok eben durchbrochen hat, und der Mündung in den Tigris kaum mehr als 100 Meter auf ca. 75—80 Kilometer Lauflänge betragen, d. h. ein Gefälle von 1:800, viermal stärker als das der Elbe, wo sie aus Böhmen nach Sachsen eintritt, und für die Dampfschifffahrt zwar sehr schwierig, aber auf eine so kurze Strecke noch möglich, selbst mit je einer Barke im Schlepptau. Ob die Beschaffenheit der Ufer des Sab den Treidelbetrieb mit Menschen- oder Pferdekraft aufwärts möglich macht, vermag ich nach den mangelhaften Auskünften, wie sie im Lande allein zu erhalten sind, nicht zu sagen. Auf eine andere Weise schwinden dagegen alle Schwierigkeiten. Wenn man sich entschließt, statt 50 Kilometer 90 Kilometer Röhrenleitung zu legen, so kann man von Kerkuk aus die Richtung direkt auf den Durchbruch des Tigris durch den Dschebel Hamrin einschlagen und dortselbst, unterhalb der letzten Schnellen des großen Stromes, den Anlegeplatz für die Dampferschleppzügen nach und von Bagdad—Basra einrichten. Gerade an der Stelle gibt es auch Naphtha- (und Schwefel-) Quellen, die sich aber, wie es heißt, mit denen von Kerkuk nicht messen können.

Die Nähe der für den Transport der Rohnaphtha resp. des raffinierten Petroleums und der kostbaren, zu Heizzwecken ganz unschätzbaren Destillationsrückstände (Masut) brauchbaren Flüsse stellt die zukünftige Erdölproduktion des Kerkuker Reviers von vorn herein günstiger, als die russischen und amerikanischen Naphthazentren. Die Produkte von Baku müssen, um nach dem Ausfuhrhafen für den überseeischen Export, Batum zu gelangen, zunächst einen Eisenbahntransport in Zisternenwaggons über eine Strecke von etwa 700 Kilometer durchmachen, von Baku bis zum Tunnel von Suram an der transkaukasischen Bahn. Von dort werden sie 200 Kilometer weit durch eine Röhrenleitung nach Batum gebracht. Die pennsylvanischen Leitungen von den Bohrlöchern bis zum Meere sind noch erheblich länger. Ergeben nun Bohrversuche bei Kerkuk, woran kaum zu zweifeln ist, daß hier wirklich große unterirdische Reservoire liegen, so würde das bedeuten, daß zunächst alle im Einflußbereich der Bagdadbahn belegenen Gebiete ihren Bedarf an Petroleum von hier erhalten. Die Länder des Persischen Golfs, ferner Indien und Ostasien sind für die großen Petroleumtransportdampfer, die wir uns im Anschluß an den Aufschwung der Produktion Kerkuks von Basra aus in Dienst gestellt zu denken haben, schneller und billiger von der Mündung des Schatt el-Arab zu erreichen, als von der Atlantischen Küste Amerikas und von Baku aus. Die Naphtha von Sumatra hat sich bisher noch nicht fähig gezeigt, diesen Markt zu versorgen resp. zu erobern. Aber selbst abgesehen von diesen Aussichten sollte allein die Erwägung, daß die Bagdadbahn mit all ihren unausbleiblichen Zweiglinien von Kerkuk aus ihren Bedarf an Heizmaterial für die Lokomotiven mit Naphtharückständen decken kann, genügen, um die ernsteste Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise in Deutschland auf diese große und wichtige Sache zu lenken. Das Vorkommen von Kohle in unmittelbarer Nähe der Bahnlinie ist allerdings gleichfalls festgestellt, aber man braucht nur daran zu denken, welch große Vorteile Rußland für den Betrieb seiner südöstlichen und vollends der kaukasischen und mittelasiatischen Bahnen aus der Verheizung der Naphtharückstände von Baku zieht, um zu begreifen, wie wertvoll unter Umständen Kerkuk für die Billigkeit und Rentabilität des Bahnbetriebes zwischen Konstantinopel und dem Golf werden kann.

S y r i e n. Der geographische Begriff Syrien ist nach Osten und Westen durch die Meeresküste und die arabische Wüste

größtenteils fest begrenzt; weniger ist das aber nach Süden und Norden hin der Fall. Im Süden geht das Land, ohne daß sich eine bestimmte Grenzlinie ziehen ließe, in die Sinaihalbinsel über, und im Norden bilden die Gebirgslandschaften, in denen sich das Taurus- und Amanussystem begegnen, gleichfalls ein Übergangslied zwischen Syrien und Kleinasien, in dem sich keine einfache natürliche Grenze ziehen läßt. Dieser Zustand hat denn auch von jeher seinen Ausdruck in der Geschichte und in der administrativen Einteilung der fraglichen Gebiete gefunden. Auch nach Nordosten hin macht der Lauf des Euphrat vom Hervortreten des Stromes aus den Taurusengen bis zu seiner Abschwenkung nach Südosten bei Meskene mehr scheinbar als in Wirklichkeit einen Abschnitt erster Ordnung. Auf der ganzen Strecke ist das Land auf beiden Ufern des Stromes einander so ähnlich und die Kommunikation über das Wasser von alters her eine so lebhafte und leichte, daß mit Ausnahme verhältnismäßig kurzer Zeiträume hier beide Ufer denselben Herren gehorcht haben und von derselben Bevölkerung bewohnt gewesen sind. Auch das heutige türkische Vilajet Aleppo, das Nordsyrien umfaßt, greift einerseits nach Norden tief ins Gebirge, anderseits nach Nordosten bis über Urfa hinaus in das nordwest-mesopotamische Gebiet hinein. Abgesehen von diesen charakterisierten Übergangszonen im Süden und im Norden läßt sich mit hinreichender Deutlichkeit eine natürliche Dreiteilung des Landes vornehmen, und zwar in ein mittleres, in ein südliches und in ein nördliches Stück. Die beiden Trennungslinien, durch welche diese drei Abschnitte von einander geschieden werden, sind zwei tiefe Einsenkungen in dem überwiegend aus Kalkstein aufgebauten Hochlande, das die Ostküste des Mittelmeeres hier begleitet. Die nördliche der beiden Senken wird bezeichnet durch den Unterlauf des Orontes und das Becken des Sees von Antiochien, die südliche durch die Ebene des Kison oder Mukatta, im Altertum Ebene Jesrel genannt. Weder die eine noch die andere greift durch die ganze Breite Syriens hindurch; beide durchsetzten vielmehr nur die durch eine Reihe Talspalten von der größeren östlichen Masse geschiedene westliche Hälfte des Plateaus. Das System nordsüdlich durch das Land laufender Längstäler mit der doppelten Schartung im Westflügel zum Meere ist es, das Syrien seinen eigentümlichen Charakter verleiht und in der Geschichte dieser Region auf das deutlichste zum Ausdruck gelangt.

Die große Spalte beginnt im Süden bereits mit dem östlichen der beiden Zipfel des Roten Meeres, dem Golf von Akaba. Sie setzt sich dann nordwärts in dem el-Araba genannten Tale fort, sinkt im Becken des Toten Meeres, im Jordantal und im See Genezareth mit ihrem Boden bis tief unter das Niveau des Mittelmeeres, erhebt sich im „hohlen" Syrien zwischen den Gebirgen Libanon und Antilibanon, in der heute sogenannten Bikaa, fast bis zu 300 Meter und fällt dann im Orontestale allmählich wiederum bis in die Nähe des Meeresniveaus ab. Die drei Hauptflüsse, die in ihr verlaufen, sind der Jordan im Süden, der Leontes (Litani) in der Mitte, der Orontes im Norden. Der Litani gelangt zwar durch ein enges Durchbruchstal in der Nähe des alten Tyrus ins Meer, aber diese schmale und wenig wegsame Spalte hat für den Völker- und Handelsverkehr im Vergleich zu der Bedeutung der Kisonebene und der Orontesscharte bei Antiochien nur eine geringe Rolle gespielt.

Syrien ist wie Armenien ein ausgesprochenes Passageland. Seine Geschichte, seine Bevölkerung, seine Blüte und sein Verfall sind zu allen Zeiten von den Beziehungen zwischen den großen Kulturkreisen abhängig gewesen, zwischen denen der Weg mitten durch sein Gebiet hindurchführte: dem babylonisch-assyrischen mit seinen iranischen und noch weit ostwärts gelegenen Hinterländern auf der einen, dem anatolisch-ägyptischen, überhaupt dem mittelländischen auf der anderen Seite. Jene genannten Senken, durch die der Orontes und der Kison zum Meere fließen, bieten für den Verkehr zwischen Ost und West die einzigen bequemen Möglichkeiten des Durchgangs. Von Babylonien und Mesopotamien her kann man entweder, indem man bei Deir es-Zor am Euphrat über die Oasen von Tedmur (Palmyra) und Karjaten westwärts abschwenkt, die große und wohlbewässerte Fruchtebene von Damaskus erreichen, von wo aus der Weg alsdann durch die Landschaft Dscholan am Südende des Sees Genezarth vorbei und durch die Kisonebene die Küste beim Vorgebirge Karmel erreicht, oder man kann den Euphrat aufwärts bis Meskene gehen und dann den Weg zur Orontesmündung einschlagen. Diese nördliche Pforte kommt für denjenigen Verkehrsstrom, der sich am Rande der nordmesopotamischen Ebene über Mossul-(Ninive)-Nisibis bewegt, als einziger Ausgang zum Meere in Betracht. Sobald man diese Verhältnisse erwägt, sind Lage, Blüte und Verfall der großen syrischen Kultur- und Bevölkerungszentren von selber gegeben.

In Nordsyrien mußte sich zu allen Zeiten ein großer Handelsplatz irgend wo zwischen dem einen Punkte bilden, wo die Karawanenstraße von Assyrien, Babylonien und dem oberen Asien her den Euphrat überschritt, und dem andern, wo die Einschiffung der Güter über See an der Mittelmeerküste erfolgte. In den frühesten Zeiten, von denen uns die Geschichte Kunde gibt, scheint dieser Platz die alte Kapitale der Hetiter gewesen zu sein, Karkemisch, unmittelbar am rechten Ufer des Euphrat gelegen. Zur seleucidischen, römischen und byzantinischen, selbst noch zum Beginn der muhammedanischen Epoche ist es Antiochia am Orontes, heute dagegen Aleppo. An diesen Plätzen erfolgte und erfolgt der Umschlag der Waren vom Binnenhandelsweg auf die äußeren Handelslinien. Es ist bemerkenswert, aber in Anbetracht der Zustände in jenen Ländern nur natürlich, daß die Handelskarawanen aus dem Innern weder früher noch heute den Weg direkt von ihrem Ausgangspunkt an die Küste gefunden haben, sondern daß stets ein solcher Umschlageplatz dazwischen liegt. Der Grund ist zunächst der, daß die Küstenländer und das Innere politisch überwiegend nicht in derselben Hand gewesen sind und daß sich die Besitzer Syriens zu allen Zeiten sehr wohl darüber klar waren, welch einen Vorteil es für sie bedeutete, wenn sie den Karawanen aus den Ländern jenseit des Euphrat vorschrieben, ihre Waren zu löschen, bevor sie an einen Ort gelangten, von wo aus eine direkte Verfrachtung über See möglich gewesen wäre. Selbst wo dieselbe politische Zentralgewalt über Babylonien und Syrien gebot, haben der Eigennutz und die großen Machtbefugnisse der Provinzialsatrapen dafür gesorgt, daß es ein- für allemal bei der befolgten Praxis blieb.

Für einen Teil des Verkehrs aus den östlichen Ländern war es, wie gesagt, vorteilhafter, nicht erst durch die nordsyrische Pforte, sondern bereits unter Benutzung des Weges über Palmyra und Damaskus die Mittelmeerküste zu erreichen. Auch hier stießen die Waren in Damaskus auf einen nicht zu vermeidenden Umschlageplatz. Die große, wohlbewässerte und fruchtbare Oase ist stets so menschenreich gewesen, daß sich hier mit Naturnotwendigkeit ein starkes politisches Kräftezentrum bildete, und sowohl während des Bestehens des selbständigen aramäischen Reiches von Damaskus als auch später unter persischer, seleucidischer, römischer, arabischer und türkischer Herrschaft haben Handelszüge aus Babylonien hier immer ihre Kopfstation gehabt. Von hier aus erfolgte der Weitertransport mit neuen Karawanen

an die Küste. Auch abgesehen von diesen politischen Gründen liegt es übrigens in der Natur der Sache, daß sich der Warentransport mit Tragetieren niemals über ähnliche ungemessene Räume ohne Neuformierung erstrecken kann, wie die modernen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande das ermöglichen.

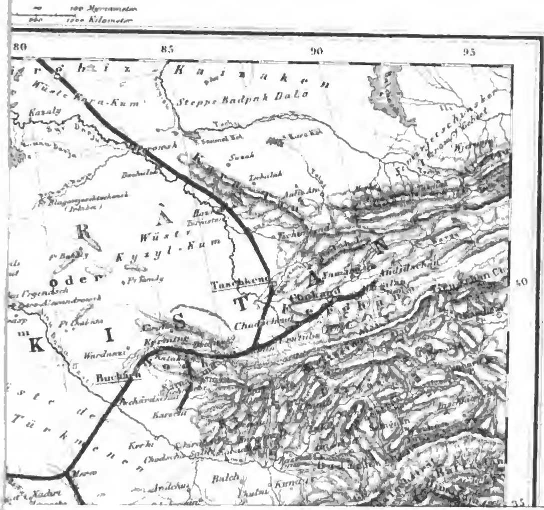
Die natürliche, eben skizzierte horizontale Gliederung Syriens bringt es mit sich, daß die Städte des Landes sich annähernd in drei parallele Reihen anordnen: längs der Küste (Alexandretta, Tripolis, Beirut, Sidon, Tyrus, Haifa, Jafa); auf dem Boden der großen Längsspalte (Antiochien, Hama, Homs, Baalbek, Jericho); auf dem Ostflügel des Plateaus (Aintab, Aleppo, Damaskus, Bostra). Eine Abweichung hiervon findet sich eigentlich nur dort, wo die klimatischen Verhältnisse des Ghor, des Jordantales zwischen dem See Genezareth und dem Toten Meere, die Städtebildung erschweren. Hier finden sich, begünstigt überdies durch den verhältnismäßig reichlichen Regenfall und die hiermit gegegebene Möglichkeit stärkere Bodenkultur, größere Städte auf dem judäisch-samaritanischen Hochlande (Jerusalem, Nablus, Samaria). Einigermaßen merkwürdig könnte es erscheinen, daß die bedeutendsten Handelsplätze der syrischen Küste jetzt wie auch früher teilweise gerade am Fuß des schwer zu übersteigenden Libanon und nicht an den Ausgängen der vom Binnenlande herkommenden Tieflandspforten liegen. Es erklärt sich das aber unschwer aus den Hafenverhältnissen des Ufers.

Syrien, mit Ausnahme seiner südlichsten an die Sinaihalbinsel grenzenden Striche, war im Altertum und ist, wenn auch in etwas geringerem Maße, noch heute ein Land, das für die Ackerbaukultur sowohl genügenden Regenfall, als auch hinreichende Flächen anbaufähigen Bodens aufweist. Der Weizen des Haurangebiets im Ostjordanlande gilt nach dem Urteil Sachverständiger zur Zeit als der beste der Welt, und der frühere Reichtum des ganzen Landes stammte zu einem Teil allerdings aus dem starken Handelsverkehr, zum andern aber aus seiner Eigenproduktion. Für die Entwicklung in Zukunft wird man festhalten müssen, daß mit dem Augenblick der Vollendung der Bagdadbahn eine Ausmündung des Schienenstranges seitwärts zur Mittelmeerküste unausbleiblich wird. Es kann auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß man hierzu irgend einen Punkt am Ufer des tief zwischen Syrien und Cilicien einschneidenden Golfes von Issus oder Alexandretta wählen wird. Es ist ganz undenkbar, daß der Warenverkehr aus und nach dem Osten

(Mossul, Bagdad, Persien) sich den Überlandweg mit der Bahn durch ganz Kleinasien gefallen lassen wird. Der großen Weltverkehrslinie im Norden gegenüber werden die gegenwärtig vorhandenen und noch geplanten Bahnbauten im südlichen und mittleren Syrien stets nur eine Bedeutung zweiten und dritten Ranges besitzen. Am wichtigsten wird jedenfalls die teilweise bereits im Bau begriffene Weiterführung der Beirut-Damaskusbahn nordwärts durch das „hohle" Syrien über Hama und Homs nach Aleppo sein, wo der Anschluß an eine Abzweigung der Bagdadbahn erreicht werden soll. Dieser Strang wird so ziemlich auf seiner ganzen Länge durch ein von Natur äußerst fruchtbares, zur Weizenproduktion wie für Öl- u. Weinpflanzungen sehr geeignetes Gebiet führen. Welcher Kulturentwicklung unter normalen politischen Verhältnissen selbst, die weit ostwärts gegen den Euphrat (heute eine vollständige Wüste) gelegenen Teile des Landes fähig sind, lehrt die ungeheure Menge der Ruinen östlich der Linie Damaskus-Aleppo. Noch in der Epoche der Kreuzzüge waren dort ausgedehnte Kulturflächen und volkreiche Gemeinden vorhanden, wenngleich der Verfall anscheinend auch hier bereits mit dem Anbruch der mohammedanischen Epoche eingesetzt hat.

Auf alle Fälle noch heute bedeutsam ist auch noch die Tatsache, daß sich im unteren Teil des Jordantales inmitten des übrigen Gebiets eine Klimainsel mit wesentlich höherer Temperatur findet, als Syrien die sonst aufweist. Es ist die Oase von Jericho, wo sich in klassischer Zeit ausgedehnte Pflanzungen subtropischer, sonst im Lande nicht vorkommender Nutzgewächse befanden. Auf ihnen beruhte ein großer Teil des Reichtums der herodianischen Dynastie. Um nur eins zu nennen, so könnte hier heute die Kultur der Dattelpalme wie des Zuckerrohrs in ausgedehntem Maße betrieben werden, wobei die Möglichkeit der Anwendung moderner Wasserhebemaschinen es erlauben würde, im Unterschied zum Altertum, nicht nur die großen Quellen bei Jericho, sondern auch den Jordan selbst in den Dienst der Agrikulturtechnik zu stellen. Leider sind die Palmwälder aus der Zeit des Herodes bis auf einige vereinzelte Baumexemplare verschwunden — ein Schicksal, das bekanntlich auch die Zedernwaldungen des Libanon fast ganz betroffen hat. Dagegen hat das Amanusgebirge noch reiche Bestände an Koniferen. —

Wir sind am Ende dieser Skizze. Mehr als einen kurzen und gedrängten Überblick über die Länder Westasiens, ihre natürlichen Kulturbedingungen und ihre Entwicklungsmöglichkeit von dem Zeitpunkt an, wo sie in das Netz des Weltverkehrs einbezogen werden, hat sie nicht geben können und sollen. Wenn sie aber nach dieser Richtung hin den Ausblick in etwas erleichtert, so hat sie ihren Zweck erfüllt.



100 Myriameter
1000 Kilometer
80
85
90
95
40
35
Steppe Badpak Dala
Kazaly
R
Wüste
Kyzyl-Kum
oder
K
I
S
T
Â
N
Taschkend
Buchara
Karschi
Kerki
Balch
Merw